

FINALE

VORWORT

„Es war einmal...“: so beginnen nur Märchen.

Was Du gleich lesen wirst, ist die Wirklichkeit. Denn diese Geschichte kann genau so wieder passieren, wenn es um Fußball und andere Sportarten geht. Weil es immer Menschen geben wird, die nur an sich, Geld und Macht denken. Um schnell reich zu werden, bringen sie manchmal auch andere dazu, zu lügen und zu betrügen. Zum Beispiel Fußballer, Tennisspieler, Rennfahrer, Leichtathleten oder Schiedsrichter.

Davon handelt diese Geschichte. Und davon, dass das Endspiel der Fußballmeisterschaft aller Länder dieser Welt in Brasilien in großer Gefahr ist. Warum, werde ich Dir gleich erzählen.

Wer ich bin? Ich heiße Lucas. Ich bin elf und gehe natürlich zur Schule. Aber nicht gern, weil ich in fast allen Fächern ziemlich gut bin. Klingt komisch? Ist aber so. Fast alle in meiner Klasse nennen mich Streber und ärgern mich, wo sie nur können. Am schlimmsten ist Tim. Wenn wir Sportunterricht haben und Fußball spielen, sagt er immer: „Haut den Lucas ins Tor, der fliegt am besten!“

Dagegen kann nicht einmal mein Vater was unternehmen, obwohl er bei der Polizei arbeitet. Als Kommissar, im Dezernat ‚Wirtschaftskriminalität‘: Mein Vater und seine Kollegen kämpfen gegen

Verbrecher, die anderen Leuten Geld stehlen. Aber nicht aus ihren Brieftaschen, sondern von ihren Bank-Konten. Es gibt sogar Bankleute und Aktienberater, die so etwas tun.

Tim wird bestimmt auch mal so ein Krimineller. Meine Mutter hat schon mal versucht, mir zu helfen, dass er mich in Ruhe lässt. Sie wollte mit ihm und seinen Eltern reden. Aber das hat nicht viel gebracht – außer noch mehr Ärger und Spott für mich.

Ich hatte nicht sehr viele Freunde. Bis ich Leonie kennen lernte.

Erstes Kapitel

„Oi!“ Das Mädchen, das dieses komische Wort zu mir sagte, sah anders aus als die meisten Leute, die ich kannte. Ihre Haut war fast kaffeebraun, ein bisschen heller als ihre Augen. Die waren beinahe so schwarz wie ihre Haare, die viele kleine Locken hatten. Von weitem hatte das Mädchen wie ein Junge ausgesehen, in dem lässigen Hemd über der Jeans.

Jetzt stand sie ganz dicht vor mir auf. Ihre Füße steckten in grün-gelben Sportschuhen. Die konnte ich ganz genau sehen, denn ich lag im Gras. Neben dem Fußballplatz, auf dem wir im Sportunterricht immer kickten.

Ich antwortete: „Hast Du ‚eu‘ zu mir gesagt?“ Dabei bemühte ich mich, cool zu wirken – so, als sei meine augenblickliche Position das Normalste auf der Welt. Das Mädchen lächelte und sagte: „Hab’ ich: ‚oi...‘ – das heißt ‚Hallo!‘ auf Portugiesisch. Das ist die Sprache, die bei uns gesprochen wird: Ich komme aus Brasilien!“ „Wie kommt es, dass Du so gut Deutsch sprichst?“, wollte ich wissen und versuchte, mich dabei aufzurappeln. „Mein Opa war Deutscher“, antwortete Leonie. „Jetzt sag’ Du mir erst mal, warum Du hier so rum liegst und zwischendurch seltsame Verrenkungen machst...“ „Das war der Tim“, sagte ich. Ich merkte, wie mir ein bisschen Blut aus der Nase tropfte. „Tim ist der große Blonde, da – im roten Trikot. Der mit der Kapitänsbinde!“ Warum er das getan hat, fragte mich das Mädchen. „Ich war gerade mit dem Ball vor dem Tor, da hat er mich einfach umgehauen.“ „Und der Schiedsrichter hat nichts gemacht?“ „Der ist Tims Vater. Er hat gesagt, ich sei schuld. Stürmer-Foul und rote Karte.“ „Mach’ Dir nichts draus. Komm’, wir gehen weg hier. Oder musst Du noch bleiben?“ „Nein. Sport ist heute unsere letzte Stunde. „Dann auf mit Dir... ..warte,

ich helf Dir!“ Mit vereinten Kräften gelang es uns, mich wieder auf die Beine zu bringen.“ „Danke... ..ich heiße übrigens Lucas. Und Du?“ „Ich heiße Leonie. Meine Freunde nennen mich Leo.“ „Wie alt bist Du denn?“ „Noch Neun. In sechs Wochen werde ich Zehn.“ „Oje.“ „Was, oje?“, fragte Leonie. „Ich werde in diesem Jahr erst Acht“. „Aber die Jungs aus dem Sportunterricht, mit denen Du Fußball gespielt hast – die waren alle älter als Du, oder?“ „Stimmt. Sind sie auch. Genau wie die Mädchen in meiner Klasse. Die sind alle ungefähr so alt wie Du!“, sagte ich. „Wie geht das denn?“, wollte Leonie wissen. „Ich hab’ eine Klasse übersprungen“, erklärte ich. „So gut bist Du in der Schule?“, fragte Leonie. Sie sagte nicht: ‚So ein Streber bist Du also‘. Das fand ich sehr nett – und sagte ihr das auch: „Du bist viel netter als die Mädchen in meiner Klasse!“ Sofort bremste Leonie meinen Sympathieanfall: „Das weißt Du doch gar nicht, Du kennst mich ja erst seit ein paar Minuten! Und außerdem: Was hast Du denn gegen die Mädchen in Deiner Klasse?“

Ich erzählte Leonie nicht, dass die mich genauso schikanierten wie Tim und die anderen. Ich gestand ihr aber, was mich sonst noch störte: „Die reden alle nur von Jungs. In wen sie verknallt sind und so.“ „Ich rede nicht über so was...“, sagte Leonie leise. „Du bist also nicht verknallt“, fragte ich neugierig. „Das hab’ ich nicht gesagt“, antwortete Leonie und sah auf den Boden. „Ich rede nur nicht dauernd

von Jungs. Und außerdem... ..es gibt da ein Geheimnis.“
„Was ist das für ein Geheimnis?“ „Vielleicht verrät ich's Dir, wenn wir Freunde werden. Aber jetzt will ich ganz schnell nach Hause – da gibt's Dampfnudeln. Komm doch mit, wenn Du magst. Finn macht immer ganz viele – die reichen locker für uns alle. Finn ist echt ein genialer Koch!“ Natürlich war ich neugierig, was es mit Leonies Geheimnis auf sich hatte. Aber das musste wohl noch warten. Das mit diesem Finn fand ich außerdem fast genauso interessant: „Ihr habt einen eigenen Koch? Das haut mich um!“ „Nicht schon wieder“, lachte Leonie. Dabei stupste sie ganz leicht auf meine Nase. „Ich stell' Dir Finn gern vor, wenn Du magst.“

Auf dem Weg erzählte mir Leonie mehr von sich: Ihr Nachname war Mendes de Galganha (sie sagte ‚Galganja‘). Geboren war sie in Rio de Janeiro, der Stadt mit dem Berg, der wie ein Zuckerhut aussieht.

Je mehr mir Leonie über sich verriet, desto spannender fand ich es, ihr zuzuhören. Mit meinen Schulkameraden und Lehrern war es meistens umgekehrt: Je länger ich mich mit ihnen unterhielt, umso langweiliger fand ich, was sie sagten. Leonies Geschichten von fernen Ländern und Städten klangen dagegen richtig aufregend.

In München lebte Leonie noch nicht solange, erst ein paar Monate. Zusammen mit ihren Eltern und ihrem ‚Ara‘, einem Papagei. Er hieß Robert, wie ihr Opa, der eines Tages von

Deutschland nach Brasilien ausgewandert war. Neben Deutsch sprachen Leonie und ihre Familie aber auch noch andere Sprachen. Das kam daher, dass Leonies Vater im diplomatischen Dienst war: Er arbeitete für die Regierung seines Heimatlandes und musste viel reisen – und von Zeit zu Zeit sogar mit seiner Familie in andere Länder umziehen.

Vor Brasilien lebten er und seine Frau mit Leonie und den Angestellten schon in Washington in den USA, in Buenos Aires in Argentinien – und einmal ganz kurz in Rom, in Italien.

„Und jetzt wohnen wir eben in München. Ganz in der Nähe von der Isar“, sagte Leonie. „Gibt es in Rio de Janeiro auch einen Fluss, der durch die Stadt fließt?“, wollte ich wissen.

„Einen Fluss... nicht wirklich!“ Leonie erklärte mir, dass „Rio“ zwar ‚Fluss‘ (und ‚de Janeiro‘ ‚des Januars‘) heißt. „Aber eigentlich ist unser ‚Rio‘ kein Fluss, der ins Meer fließt. Sondern ein Meeresarm, der ins Land reicht.“ „Und wie nennt Ihr Euch – ‚Rioner‘? So, wie wir uns: ‚Münchner‘?“ Leonie schmunzelte: „Nein. Wir nennen uns ‚Cariocas‘. ‚Carioca‘ bedeutet ‚Haus des weißen Mannes‘. Das stammt aus der Sprache der Tamoio-Indianer.

„So, wir sind da: Hier wohne ich!“

Wir standen vor einer großen weißen Villa, mit einem riesigen Garten. Plötzlich öffnete sich das Tor – ganz von selbst und ganz langsam. Leonie musste grinsen, als sie mein Gesicht

sah. Es hatte wohl einen ziemlich dämlichen Ausdruck. Sie zeigte mir eine kleine Fernbedienung, die sie in der Hand hielt. Der Kies knirschte unter unseren Schuhen, als wir auf dem breiten Weg in Richtung Haus gingen. „Da rein“, sagte Leonie, und verschwand in einem Seiteneingang. Ich folgte ihr – und fand mich in der größten Küche wieder, die ich je gesehen hatte.

Vor dem Herd wurden wir von zwei Hunden begrüßt: Ella und Pepe. Sie warteten wohl auch auf Finn. Oder besser gesagt auf ein Würstchen von Finn. „Die beiden haben nur Quatsch im Kopf. Zusammen haben wir schon viel angestellt“, gestand Leonie. „Am liebsten toben die zwei natürlich im Garten“.

„Na klar“, dachte ich. Der Garten war ja auch genauso gigantisch wie das Haus selbst.

Das Haus hatte viele Zimmer und sogar ein Schwimmbad. Das verriet mir Leonie, während ein Mann die Küche betrat. Er hatte einen schmalen Bart über den Lippen und senkrecht am Kinn.

„Hallo, Finn!“ „Hallo Leo...“, antwortete der Koch, auf den ich schon so neugierig war. Er war ziemlich groß – noch größer als mein Vater, und der war 1,85. Auf dem Kopf hatte er so eine Art Piratentuch mit Totenkopf, auf dem ‚St. Pauli‘ stand. Finn war Fan dieses Fußballclubs. Er kam ja auch aus Hamburg. Früher war er zur See gefahren. Als ‚Smutje‘, als

Schiffskoch also. Das wusste ich von Leonie. „Deshalb kann Finn so ziemlich alles kochen, was es auf der Welt gibt,“ sagte Leonie. „Europäisch, asiatisch, afrikanisch, nord- und südamerikanisch, australisch und ozeanisch“. „Und sogar Bayrisch“, lachte Finn. „Schfpimmt!“ Leonie mampfte eine Dampfnudel. „Finn fährt mich manchmal auch zur Schule. Denn wenn er nicht kocht oder einkauft, ist er unser Chauffeur. Dann wohnt hier noch Sofia, unsere Perle: So nennt sie Mama immer. Sofia macht sauber und wäscht und bügelt und schimpft uns alle, wenn wir mit schmutzigen Schuhen ins Haus gehen.“

„Und das ist oft der Fall, weil es hier in Deutschland so viel regnet“, sagte plötzlich eine energische Stimme mit italienischem Akzent: Sofia! Die strenge Stimme passte gar nicht so richtig zu ihrem Aussehen: Sofia war noch gar nicht so alt – Ende Zwanzig, ungefähr. Sie hatte lange, dunkle Haare und war wunderschön. Sie begrüßte mich ebenso herzlich wie Finn. Und sie erzählte mir gleich von ihrer Heimat: Bella Italia, das schöne Italien! „Geboren bin ich in Napoli – Neapel, wie Ihr hier sagt. Immer viel sole, also Sonne. Nur dass Vesuvio eines Tages wieder spuckt, davor fürchten wir uns Neapolitaner.“ „Der Vesuv, der Vulkan?“, fragte ich. Mir fiel ein, was ich mal über diesen Feuerberg gelesen hatte: „Ich kann Eure Angst gut verstehen. Der Vesuv soll ja zu den gefährlichsten Vulkanen der Welt

zählen. Das sieht man ihm wohl gar nicht an... Aber wenn er mal explodiert, dann kann so etwas wieder passieren wie im Jahre 79 nach Christus: Da wurden Pompeji und andere römische Städte zerstört. Der letzte richtig große Ausbruch ist noch gar nicht solange her, der passierte ein Jahr vor dem Ende des zweiten Weltkriegs – also 1944.“

Komisch. Keiner sagte was. Alle schauten mich nur an. Sofia war die Erste, die wieder sprach: „Na, Du bist aber ein schlaues Kerlchen. Was Du alles weißt! Bist wohl gut in der Schule?“ Schön, dass auch Sofia nichts von ‚Streber‘ sagte. Und dass wir damals noch keine Ahnung davon hatten, wie knapp nicht nur die Menschen am Vesuv bald einer Katastrophe entgehen sollten - sondern wir alle. Die ganze Welt!

So dachte ich also an nichts Böses, als ich eine zweite Dampfnudel nahm. Im Gegenteil: Ich war richtig glücklich. Zum ersten Mal seit langer Zeit.

Während der nächsten Wochen hatte sich mein Leben total verändert: Die Hänseleien meiner Mitschüler machten mir nicht mehr viel aus. Auch das leidige Fußballspielen war mir egal. Ich freute mich jeden Tag auf meine neuen Freunde Leoni, Finn und Sofia. Leoni zeigte mir Orte in München, die ich noch gar nicht kannte: Das Tropenhaus im Botanischen Garten zum Beispiel. Viele der Pflanzen wuchsen auch im

brasilianischen Regenwald, und damit kannte sich Leoni sehr gut aus. „Das ist Guaraná“, sagte Leoni, und zeigte auf einen Strauch mit weißen Blüten und orangenen Früchten. „Kann man die essen?“, fragte ich. Leoni wusste auch das: „Ja. Aber vor allem trinken! In Brasilien sind alle verrückt danach, wie hier nach Cola“.

Bei schlechtem Wetter – und es war oft schlecht in den letzten Tagen – gingen wir ins Kino oder waren bei Leoni zu Hause. Dann kochte Finn für uns. Viele Gerichte hatte ich noch nie zuvor gegessen: Fejuada, zum Beispiel. Ein brasilianisches Nationalgericht aus schwarzen Bohnen und verschiedenem Fleisch. Das muss man drei Tage lang kochen. Ich glaube, ich war noch nie so satt wie nach diesem Essen! Ich musste mich erst mal aufs Sofa legen, in Leonies Zimmer.

Das war sehr groß, wie alle Räume in diesem Haus. Aber es stand nicht viel drin: Ein Bett, ein Schreibtisch mit Stuhl, ein I-Pod mit Lautsprechern und das weiße Sofa, auf dem ich gerade lümmelte. An der Wand hingen viele Bilder, Poster und die grün-gelb-blaue Flagge von Brasilien. Auf den Bildern und den Postern war immer der gleiche Fußballspieler zu sehen. Das war mir schon bei meinem ersten Besuch bei Leonie aufgefallen. Obwohl ich sonst ziemlich neugierig war, wollte ich gar nicht wissen, wer dieser

Fußballer war. Denn Leonie schien ihn sehr zu bewundern. Und das gefiel mir nicht.

Dann fragte ich sie aber doch: „Wer ist das?“ Leonie lief rot an. Sie war richtig verlegen, wie bei unserem ersten Treffen: Als es um ihr Geheimnis ging. „Das ist Rolando, ein brasilianischer Fußballspieler. Er spielt sogar in der

Nationalmannschaft!“ Leonie kannte ihn sehr gut. Das erfuhr ich von Sofia: „Rolando ist der Enkel von einem ehemaligen Schiedsrichter, der in Rio lebt: Nelson Damato. Das ist ein Freund von Dono – dem besten Freund von Leonie. Ich glaube, dass Leonie ein bisschen verliebt in Rolando ist!“ Dieser Satz landete in meiner Magengrube. Und da blieb er auch stecken: Ich ärgerte mich jedes Mal, wenn ich die Poster in Leonies Zimmer sah. Aber das sagte ich ihr natürlich nicht. ‚Wenn sie diesen Typ anhimmelt und das ihr Geheimnis ist, kann sie das ruhig für sich behalten‘, dachte ich mir. Leonie gegenüber gab ich mich ganz gelassen.

An ihrem Geburtstag sagte sie mir selbst, dass sie Rolando kannte. Wir feierten nur mit ihren Eltern, Finn und Sofia. Leonie wollte das so. Denn die Freunde, die sie außer mir hatte, lebten alle in Brasilien. „Es wäre schön, wenn meine Freundinnen aus Rio jetzt da sein könnten. Und Dono und Nelson natürlich! Die beiden sind schon älter. Aber sie sind

die witzigsten und klügsten Menschen, die ich kenne. Wir müssen sie unbedingt mal besuchen“, sagte Leonie. „Und bei der Gelegenheit auch Rolando?“, ging es mir durch den Kopf. Ich brummelte: „Schon klar. Ich sag’ meinen Eltern und Lehrern einfach, dass ich kurz mal weg bin – 12.000 Kilometer weit, in Brasilien. Und dass sie sich keine Sorgen machen müssen, weil eine Zehnjährige auf mich aufpasst!“

Dann stellte ich mir kurz vor, wie das wäre: Leonie und ich in Rio! Eigentlich ein schöner Gedanke...

An diesem Nachmittag wusste ich noch nicht, dass wir bald fliegen würden. Denn Dono meldete sich und bat Leonie, zu kommen. Wie er sich meldete, fand ich allerdings sehr ungewöhnlich:

Wir saßen gerade in Leonies Zimmer. Sie hatte ein i-Pad zu ihrem Geburtstag bekommen und zeigte mir, was man damit machen konnte.

Plötzlich hörten wir ein lautes Krächzen. „Was ist das, Leonie? Da ruft jemand was... ..aber es klingt nicht wie ein Mensch!“ „Das kann nur Robert sein!“, antwortete Leonie. Tatsächlich war es Leonis Papagei, der sich im Zimmer nebenan bemerkbar machte. „Komisch“, meinte Leoni, „So aus dem Häuschen war er noch nie!“ Schnell rannten wir zu

Robert. Er wartete schon flügelschlagend an der Tür und krächzte immer den gleichen Satz: „Leoni - Dono anrufen! Sofort! Leoni Dono anrufen, sofort!“ Leonie schmunzelte – nicht wegen Robert, sondern wegen mir: „Kannst den Mund wieder zu machen! Wusstest Du Schlaumeier etwa nicht, dass Papageien sprechen können?“ „Natürlich weiß ich das“, antwortete ich. „Aber das klingt anders als bei einem normalen Papagei... ..wie eine Nachricht.“ „Stimmt,“ sagte Leoni. Sie schien nicht so verwundert zu sein wie ich. „Das ist... ..so eine Art Anruf. Aus Brasilien... Bestimmt hat Dono meine Telefonnummer wieder nicht gefunden. Er ist nämlich ziemlich schusselig. Scheint aber dringend zu sein. Ich muss ihn gleich anrufen!“ „Hä...?“ Ich verstand gar nichts mehr. „Wie kann das sein, dass Dein Papagei Dir das sagt?“ „Ganz einfach: Dono ist nicht nur ein toller Mensch. Er hat auch besondere Fähigkeiten...“ „Besondere Fähigkeiten, so so. Alles klar...!“ Einen Moment lang dachte ich, dass Leonie mich auf den Arm nehmen wollte. Aber sie griff wirklich zum Telefon und wählte eine lange Nummer. Dono ging sofort dran: Die beiden telefonierten bestimmt eine Stunde lang. Ich verstand allerdings kein Wort, denn sie sprachen portugiesisch. Leonies Gesicht wurde immer ernster.

Als sie aufgelegt hatte, saß Leonie nachdenklich da. So ernst hatte ich sie noch nie gesehen: „Du musst mit mir in den Weihnachtsferien zu Dono fliegen!“ „Du meinst also... ..wir beide... ..wir fliegen einfach so nach Brasilien?“ fragte ich entgeistert. „Ja!“, sagte Leonie. „Aber nicht: ‚einfach so‘. Denn Nelson hat etwas getan, das uns alle in Schwierigkeiten bringt. Alle Menschen, überall auf der Erde!“ Was in Brasilien passiert war, war tatsächlich eine Gefahr für die ganze Welt: Leonie erzählte mir, warum.

Zweites Kapitel

Eigentlich hatte alles ganz harmlos angefangen: Dono saß in seiner Küche in Rio de Janeiro, viele tausend Kilometer von Deutschland entfernt. Er war gerade damit fertig geworden, seine Wohnung aufzuräumen – einigermaßen, wenigstens. Denn gleich würde Nelson kommen, und der mochte Unordnung gar nicht. Donos Wohnung befand sich im Ortsteil Ipanema. Sie lag nicht direkt am Strand, aber auch nicht weit entfernt. Von der kleinen Terrasse aus konnte man sogar das Meer sehen, über ein anderes Haus hinweg. In nur zehn Minuten war man zu Fuß an Rios berühmtesten Strand, der Copacabana. Der Name ‚Copacabana‘ kommt aus der

Sprache der Quechua-Indianer: Von ‚Copa‘, ‚leuchtender Ort‘, und von ‚Caguana‘, ‚blauer Strand‘. ‚Copacabana‘ wurde daraus erst später. Das hatte ich alles im Internet gegoogelt, als Leonie mir zum ersten Mal davon erzählt hatte: „Die Copacabana liegt gleich um die Ecke von Ipanema – und das ist für Dono sehr wichtig: Denn obwohl er ein bisschen dick ist, kickt er mit seinen Freunden oft an im Sand“, erklärte mir Leonie. „Hier an der Copacabana habe ich Dono zum ersten Mal getroffen: In einem berühmten Hotel direkt am Strand, im Copacabana Palace. Bei einem Diplomaten-Empfang, den mein Vater hier gegeben hatte. Dono war eingeladen, weil er eine bekannte Persönlichkeit in Rio war. Er hat ja früher als Schiedsrichter viele große Fußball-Partien geleitet. Ich mochte ihn sofort – vielleicht, weil er mich an meinen Großvater erinnert.“ Leonie erzählte, dass sie und Dono später oft zusammen an den Strand gegangen waren, als sie noch in Rio lebte. Hier spielte sie fast jeden Tag Beach-Volleyball mit ihren Freundinnen. Dono hatte dabei schon so manchen Streit geschlichtet. „Das konnte er bestimmt gut, als ehemaliger Schiedsrichter“, sagte ich. „Stimmt“, antwortete Leonie. „Dono ist überhaupt sehr gerecht. Er hasst nichts mehr als Lügen und gemeine Tricks. Aber er glaubt auch fest an das Gute in jedem Menschen. Wenn man ihm in die Augen blickt, sieht man ihm nicht nur seine Lebensfreude an. Sondern auch, dass er ein sehr

gutmütiger Mensch ist.“ Leonie lächelte und schien dabei an etwas Bestimmtes zu denken: „Manchmal wirkt Dono etwas verwirrt... ...immer dann, wenn er mal wieder was durcheinander gebracht oder vergessen hat. Und das passiert recht häufig...“ Leonie wurde wieder ernst und berichtete weiter von ihrem Telefonat mit Dono: „Er hatte also auf Nelson gewartet – neulich, an dem Tag, an dem das Schreckliche passiert ist.“ Ich wollte endlich wissen, was das ‚Schreckliche‘ war. Aber Leonie erzählte mir erst von Nelson: „Nelson kommt eigentlich aus Ghana, aus Afrika also. Nach einem Fußballspiel in Rio, das er als Schiedsrichter geleitet hatte, war er einfach in Brasilien geblieben. Er hat sich in eine Brasilianerin verliebt und sie geheiratet. Die beiden sind aber seit ein paar Jahren geschieden. Nelson sieht seine ehemalige Frau nur selten – auch seine Kinder und Enkel. Obwohl er sehr stolz auf sie ist. Vor allem auf Rolando, den Nationalspieler!“, sagte Leonie. ‚Und Du findest den ja auch ganz toll!‘, dachte ich und sah auf die Poster. Dann hörte ich Leonie aber gleich wieder zu: „Im Gegensatz zu Dono ist Nelson spindeldürr. Obwohl er auch sehr gerne isst, wie Dono. Beide mögen aber nicht nur gutes Essen, Fußball und überhaupt Sport. Es gibt noch etwas anderes, was sie verbindet...“ Leonie zögerte kurz. Dann sprach sie weiter: „...etwas, das nur sehr wenige wissen: Dono und Nelson... ...sie sind Zauberer!“ „Zauberer??“, fragte ich erstaunt. „Du

meinst, sie können Zauberkunststücke?“ „Nein“, sagte Leonie. „Dono und Nelson sind nicht solche Zauberer, die man im Zirkus sieht – oder wie wir sie aus Märchen und Filmen kennen. Sie sind echte Zauberer...“ „Was heißt das: ‚Echte Zauberer‘?“, wollte ich wissen. „Dono ist Macumba-Priester – und Nelson Voodoo-Priester!“, antwortete Leonie. „Und was bedeutet das im Klartext?“, hakte ich nach. „Das ist nicht so einfach zu erklären...“, meinte Leonie. Das fand ich allerdings auch, als sie es versuchte:

„Macumba ist eine alte brasilianische Religion. Für die meisten Christen ist Macumba keine Religion, sondern Aberglaube: Weil es in der Macumba mehrere Götter und den Glauben an Magie gibt“, sagte Leonie. „Also glauben Macumba-Anhänger nicht wie bei uns die evangelischen und die katholischen Christen oder die Muslime und die Juden an einen Gott?“, fragte ich. „Manche glauben an den einen Gott – aber eben auch noch an andere Götter.“ „Hmm... ...gibt es in der Macumba auch so so etwas wie bei uns die katholische und die evangelische Kirche?“ Leonie kannte sich offenbar gut aus: „Naja, nicht wirklich. Aber es gibt die ‚Umbanda‘ und die ‚Candomblé‘ – beides ist weiße Magie, die Magie des Guten also.“ „Und was ist mit schwarzer Magie?“ Ich fragte Leonie, weil ich irgendwo schon mal was darüber gelesen hatte. Sie antwortete mir so prompt wie

zuvor schon auf alle meine Fragen: „Es gibt auch Macumba-Anhänger, die an die Macht der ‚Quimbanda‘ glauben – an die Kraft des Bösen.“ „Und Dono – woran glaubt er?“ „Dono ist Anhänger der Umbanda, also der weißen Magie. Bei dieser Art von Macumba gibt es Priester und Zauberer. Aber nur wenige Umbanda-Priester sind auch Zauberer. Deshalb ist Dono etwas ganz Besonderes.“ Ich staunte nicht schlecht. „Wer ist mächtiger: Priester oder Zauberer?“ „Priester“, antwortete Leonie. „Sie können den Zauberern etwas befehlen. Und sie empfangen von den Göttern Botschaften oder schicken ihnen welche. Übrigens dürfen nur Zauberer einen Priester um Rat fragen, wenn sie nicht mehr weiter wissen. Einfache Menschen dürfen das nicht. Sie können nur zu den Zauberern gehen.“ „Und woran erkennen ‚einfache Menschen‘, dass jemand Zauberer ist?“ „Das ist einfach“, sagte Leonie: „Denn jeder Zauberer darf sagen, dass er einer ist. Wer Priester ist, wissen nur die Zauberer.“ „Kostet es etwas, zu einem Zauberer zu gehen?“, fragte ich. „Ja. Jeder Zauberer darf Geld für seine Zauberei verlangen. Ein Priester wie Dono nicht. Weil er nicht selbst etwas bewirkt, sondern das Werkzeug der Götter ist. Nimmt ein Priester Geld, verlassen ihn die Götter.“

„Und Nelson ist also Voodoo-Zauberer... ..verdient er mit seiner Zauberei auch Geld?“ „Er könnte – aber er macht es nicht. Er setzt seine Gabe nur ein, um Menschen zu helfen.“

„So ähnlich also wie ein weißer Macumba-Magier?“, fragte ich weiter. „Ja. Auch bei der Voodoo-Zauberei gibt es gute und böse Magie. Nelson gehört natürlich zu den Guten. Eigentlich. Ich hätte nie gedacht, dass er seine Fähigkeiten einmal für etwas Böses missbrauchen könnte!“ Und doch war genau das passiert, wie mir Leonie weiter berichtete:

„Nelson war also als an jenem Tag zu Dono gekommen. Die beiden wollten zusammen zu einem wichtigen Fußballspiel fahren – Brasilien gegen Korruptalien. Brasilien musste gewinnen, um sich endgültig für die Fußball-Weltmeisterschaft zu qualifizieren. Nelson war wohl sehr aufgeregt, denn schließlich spielte ja sein Enkel mit – und das im Maracana-Stadion in Rio!“ „Jetzt reicht’s mir aber bald mit diesem Rolando“, ging es mir durch den Kopf. Aber das wollte ich mir natürlich nicht anmerken lassen. „Von diesem Stadion hab’ ich schon mal gehört“, sagte ich. „Es war mal eines der größten Stadien der Welt: 200.000 Zuschauer hatten darin Platz. Also fast dreimal soviel wie etwa die Fußball-Arena in München – und die ist ja auch nicht gerade klein... Für die Meisterschaft der Länder dieser Welt wurde das Maracana umgebaut, jetzt passen 76.804 Fans rein. Sag’ mal – hast Du eigentlich eine Ahnung, wo Korruptalien liegt?“ „Jetzt schon – Dono hat es mir am Telefon gesagt: Korruptalien ist ein winziges Land auf der nördlichen Halbkugel. Würde es jemand auf einer Landkarte suchen – er

würde es wahrscheinlich nicht finden. Trotzdem ist dieser Staat wohl sehr mächtig – leider: Denn von Korruptalien aus beherrschen geldgierige Kriminelle den Sport!“ „Wahrscheinlich sind das so ähnliche Verbrecher, wie sie mein Vater jagt!“, sagte ich.

Wie Leonie von Dono weiter erfahren hatte, machte die korruptalische Fußball-Nationalmannschaft dem schlechten Ruf ihres Landes alle Ehre: Denn sie bestand wohl nicht wirklich aus ‚sauberen‘ Sportsmännern. ‚Sauber sein‘ heißt im Sport ja zum Beispiel, keine ‚Doping‘-Mittel zu nehmen. Aber genau das taten viele der insgesamt 22 Spieler – auch das hatten Dono und Nelson herausgefunden. Und dass es den Korruptalen bisher immer gelungen war, die Doping-Kontrolleure nach den Spielen auszutricksen. Oder diese zu bestechen, wenn es gar nicht anders ging. Der Rest der Mannschaft nahm zwar keine verbotenen Mittel zu sich, um schneller zu werden oder besonders ausdauernd zu sein. Aber dafür waren diese Spieler für ihre miesen Fouls berüchtigt. Manchmal gingen sie dabei so hart zur Sache, dass die Gegner schwer verletzt wurden. Doch das nahmen die Korruptalen in Kauf. Hauptsache, sie gingen als Sieger vom Platz.

Dieses Team war also alles andere als fair – nicht nur, weil die Spieler sich nicht an die Spielregeln hielten. Auch der

Manager und der Sportdirektor des korruptalischen Teams waren üble Zeitgenossen. Genau genommen waren sie der Auslöser dafür, dass die ganze Erde aus den Fugen geriet. Jedenfalls wäre ohne die miesen Machenschaften der Korruptalen nie passiert, was wir uns bis dahin nicht einmal in unseren schlimmsten Alpträumen vorstellen konnten.

Es war seltsam... ...je länger Leonie von ihrem Telefongespräch mit Dono erzählte, desto mehr glaubte ich, selbst an jenem Tag dabei gewesen zu sein. Ich konnte es mir nicht erklären, aber plötzlich nahm ich Leonie gar nicht mehr wahr. Dafür sah und hörte ich ganz genau, was sich an dem Tag abgespielt hatte. Wie ein Film lief das alles in meinem Kopf ab – jede Einzelheit, die passiert war. Ich kannte sogar die Gedanken von Dono und Nelson! Unglaublich... ...aber wahr, wie Dono mir später gestand: Als Leonie ihm am Telefon von mir erzählt hatte, dachte er sich, dass ich Leonie vielleicht beistehen könnte, um ihm und Nelson zu helfen. Aber dass es zu lange dauern würde, bis ich über alles ganz genau informiert war: Über das, was geschehen war – und warum. Deshalb setzte er eine seiner übersinnlichen Fähigkeiten ein: Telepathie! Er beschloss, mir die ganze Geschichte per Gedankenübertragung zu schicken – und es funktionierte. So kam es, dass ich innerhalb von

Minuten wirklich alles wusste. Alles, was sich zugetragen hatte:

Als Nelson bei Dono eingetroffen war, gab es für beide nur ein Thema – ob Brasilien überhaupt eine Chance hatte, gegen Korruptalien zu gewinnen. Denn einer der besten Spieler der brasilianischen Nationalmannschaft fehlte: Boderto da Pina. So hieß der Torhüter.

Dono und Nelson hatten es in der Zeitung gelesen: „Mysteriöse Handverletzung: Boderto da Pina fällt aus!“ Das Bild darunter zeigte den brasilianischen Keeper, wie er ein Autogramm schrieb.

Erst später sollten Dono und Nelson erfahren, welche Folgen das hatte. Und dass ihnen etwas Wichtiges auf diesem Foto verborgen geblieben war: Die bösen Augen des Mannes, dem da Pina sein Autogramm gegeben hatte. Denn von diesem Mann war nur der Rücken zu sehen.

Deshalb konnten Dono und Nelson auch die winzige Giftnadel nicht entdecken: Die hatte der Mann mit den bösen Augen oben in den Kugelschreiber eingebaut, den er dem Torhüter zum Schreiben gab.

Boderta da Pina hatte auf den Kugelschreiber gedrückt, damit die Mine hervorkam. Da passierte es: Die Giftnadel bohrte sich in seinen Daumen. Weil sie aber ganz fein war, spürte da Pina sie nicht. Eine Stunde später sollte er die

Wirkung sehen: Sein Daumen wurde immer dicker und brannte wie Feuer. Dann schwoll die ganze Hand an. Sie färbte sich erst dunkelrot, dann blau. Abends konnte der Torhüter seine Hand nicht mehr bewegen. Die Ärzte waren ratlos. Nur eines konnten sie ganz sicher sagen: Roberto da Pina konnte morgen nicht ins Tor. Und in den nächsten Wochen auch nicht – vielleicht sogar nie wieder.

Den wahren Grund dafür kannten Dono und Nelson an jenem Tag, ein paar Stunden vor dem großen Fußballspiel, natürlich noch nicht. Die beiden Freunde wussten auch nur, was in der Zeitung stand. Ihre magischen Kräfte ließen sie zwar fühlen, dass da etwas nicht stimmte. Aber noch war dieses Gefühl ganz schwach. Doch schon bald sollte es sehr stark sein. Stark genug, um die Schuldigen zu suchen.

„Wir sollten gleich losfahren, sagte Nelson. „Sonst kommen wir vor dem Stadion in einen Riesenstau!“ „Ich muss nur noch schnell meine Brille suchen!“ Dono lächelte verlegen. „Immer musst Du was verlieren, Dono!“ Nelsons Stimme war so streng wie sein Blick. „Ich weiß, es ist schlimm mit mir...“, antwortete Dono. „Aber... ..wie soll ich das Spiel ohne Brille sehen...?“ Dono hatte seine Brille eigentlich immer auf der Nase. Nur zum Schlafen nahm er sie ab. Oder, wenn er Fußball spielte. Irgendwie fand Dono auch ohne Brille zum Ball – oder der Ball zu ihm.

"Dono, wir müssen jetzt wirklich gehen!" Nelson sah mahnend zur Küchenuhr. "Das Spiel fängt bald an!" "Dann eben ohne Brille", seufzte Dono. „Deinen Enkel werde ich auch so erkennen – ich finde wirklich, dass er am elegantesten von allen spielt“. Für einen Zauber, der ihn zu seiner Brille hätte führen können, blieb keine Zeit mehr. "Ich hole nur noch schnell Wasser aus dem Kühlschrank." Dono hatte zuvor einige Flaschen ins Eisfach gelegt. Und nicht nur das Mineralwasser, wie er beim Öffnen des Kühlschranks sah: "Meine Brille – da ist sie also!"

Dono setzte seine Brille aus rot eingefärbtem Horn auf – und nahm sie sofort wieder ab: Sie fühlte sich eiskalt auf seiner Nase an.

„Schnell schnell, steig endlich ein!“ Wieder war es Nelson, der zur Eile antrieb. „Ich fahre, sonst kommen wir nie an!“ Nelson schob Dono ins Auto, setzte sich ans Steuer und fuhr mit quietschenden Reifen los.

"Aber bitte nicht wie ein Rennfahrer!", sagte Dono. Auf der Fahrt schaltete Nelson das Radio an. Vielleicht kamen ja schon Vorberichte aus dem Stadion? Nein, noch liefen die Nachrichten.

"Wie soeben gemeldet wird, soll der spanische Fußball-Nationalspieler Alexandro Bettham durch einen Voodoo-Zauber verhext worden sein. Er kann sein Knie nicht abbiegen. Eine medizinische Untersuchung brachte bislang

kein Ergebnis. Betthams Manager behauptet, die Ex-Freundin des Fußball-Stars hätte einen Hexenmeister engagiert, weil Bettham ihr vor kurzem den Laufpass gab. Wie jedoch aus Betthams Umfeld zu erfahren war, soll der Manager selbst hinter diesem bösen Zauber stecken, weil er sich mit Bettham nicht über das Gehalt für die kommende Saison einigen konnte. Ob Bettham an dem Fußball-Großereignis in diesem Jahr teilnehmen kann, ist noch unklar - dies teilte Betthams Pressesprecher mit.“

"Der Arme... ...und für Spanien wäre das natürlich auch schlimm! Aber hab' ich richtig gehört: Dieser Bettham hat einen eigenen Pressesprecher?", staunte Dono. Nelson nickte. "Ja. Bettham ist doch der Fußballspieler, für den sein jetziger Verein eine dreiviertel Milliarden Euro Ablöse bekommt, wenn er zu einem anderen Club wechselt."

"Eine dreiviertel Milliarde - das kann doch gar nicht sein...". Dono schüttelte den Kopf. „Früher ging es im Fußball vor allem um Spaß und um die Ehre!“

„Die Zeiten sind schon lange vorbei. Das weißt Du doch auch, Dono!“ Nelson lachte – es war aber ein bitteres Lachen: „Nicht nur im Fußball. Die meisten Sportarten sind längst von der Gier nach Geld und Macht bestimmt“.

Mit gemischten Gefühlen trafen die beiden im Stadion ein. Es war wie immer ein Hexenkessel.

Es dauerte eine ganze Weile, bis sie endlich an ihren Plätzen ankamen. „Die Stimmung ist wie immer fantastisch“, sagte Dono. Aber sein Satz ging in der Durchsage des Stadionsprechers unter: „Leider kann Botego Feirera nicht auflaufen!“ Dono und Nelson glaubten ihren Ohren nicht zu trauen.

Denn Feirera war nicht irgendein Spieler, sondern der Sturmpartner von Rolando. Die beiden verstanden sich fast blind auf dem Feld – und wenn Brasilien ein Tor schoss, war es fast immer eine Gemeinschaftsproduktion.

Warum um Himmelswillen konnte Feirera nicht spielen?

„Schnell, Nelson – schalt Dein Radio ein. Vielleicht kommt ja was!“ Nelson hatte immer ein kleines Radio mit Mini-Kopfhörern im Stadion dabei. Und tatsächlich war auf allen Kanälen zu hören, was passiert war:

Brasiliens bester Stürmer war am Tag vor dem Spiel wieder einmal beim Friseur gewesen. Er war nämlich nicht nur für seine Fußballkünste berühmt, sondern auch für seinen Kopfschmuck: Die brasilianische Flagge. Die wollte sich Feirera natürlich auch zum Spiel gegen Korruptalien wieder in seine früher blonden Haare färben lassen. Kurz nach seinem Friseurbesuch wurde er plötzlich ohnmächtig. Schlimmer noch: Er hatte sein Gedächtnis verloren und wirkte vollkommen orientierungslos.

Nelson sprach aus, was auch Dono dachte: „Das kann doch kein Zufall mehr sein!“ Erst Boderta da Pina, jetzt Feirera. Und in Spanien, wo auch ein entscheidendes Qualifikationsspiel anstand, Alexandro Bettham. Drei wichtige Fußballspieler, die auf mysteriöse Weise außer Gefecht gesetzt waren.

Das Spiel im Maracana-Stadion wurde angepiffen. Weil es schon abends und dunkel war, liefen die Spieler bei Flutlicht auf.

Es dauerte nur drei Minuten, bis Brasilien die erste hundertprozentige Tor-Chance hatte: Ausgerechnet durch Nelsons Enkel, Rolando. Geschickt hatte er sich den Ball im gegnerischen Strafraum erobert und drei Gegenspieler umdribbelt. Jetzt hatte er nur noch den Torwart vor sich.

Die Distanz zum Tor war zwar immer noch relativ groß und der Winkel spitz, aber das sollte kein Problem sein – Rolando war ein sehr sicherer Torschütze, mit einem harten Schuss. Er musste nur noch Maß nehmen und abziehen. Doch was war das? Genau in dieser entscheidenden Sekunde fiel das Flutlicht aus! Das Spielfeld und das ganze Stadion waren plötzlich in totales Dunkel getaucht. Weder die Zuschauer noch die Spieler konnten etwas sehen. Natürlich auch Rolando nicht. Der Ball flog knapp am Tor vorbei. Dann ging das Flutlicht wieder an. Aber die Chance war vergeben. Den brasilianischen Fans wie auch den Spielern war ihre

Enttäuschung anzusehen. Da half auch die Durchsage des Stadionsprechers nichts: Man könne sich den Stromausfall zwar nicht erklären. Aber jetzt würde man die Fluchtlichtanlage von Experten überwachen lassen.

Nelson war natürlich traurig, dass es Rolando nicht möglich gewesen war, das Tor zu schießen. Kurz vor der Halbzeit war er dann nicht mehr traurig – sondern entsetzt und wütend zugleich: Denn sein Enkel Rolando musste vom Platz getragen werden. Und das kam so: Wieder einmal war Rolando in Ballbesitz. Er sah, dass der zweite Stürmer, der für Feirera spielte, sich in den gegnerischen Strafraum geschlichen hatte. Rolando sprintete sofort los. Er überlief die beiden Abwehrspieler, die ihn bewachen sollten, und war schon im gegnerischen Strafraum, an der Toraus-Linie. Er und sein neuer Sturmpartner waren nicht im Abseits – das wurde gleich durch vier Korruptalen aufgehoben. ‚Gleich wird Rolando eine Zuckerflanke auf Silvano schlagen... ...und der muss dann nur noch seinen Fuß hinhalten, und der Ball ist drin!‘, dachte Nelson. Da rauschten plötzlich die beiden Abwehrspieler heran, die Rolando zuvor so lässig ausgespielt hatte. Sie nahmen Rolando regelrecht in die Zange. Gleichzeitig drängten sich drei weitere Korruptalen so vor den Schiedsrichter, dass diesem scheinbar der Blick versperrt war. Seltsam war nur, das der Schiedsrichter wie angewurzelt stehen blieb: Er machte keine Anstalten, aus

diesem kleinen Pulk heraus zu laufen, um wieder auf Ballhöhe zu sein. Trotzdem hätten seine Assistenten an der Linie sehen müssen, was nun geschah: Die beiden Abwehrspieler rissen Rolando zu Boden – und traten ihm mit voller Wucht, Stollen voraus, gegen seine beiden Oberschenkel. Obwohl Nelsons Enkel schon wehrlos am Boden lag. Rolando schrie auf – sein Gesicht war vor Schmerz verzerrt. Er wand sich und hielt sich dabei beide Schenkel. Sie waren blutüberströmt, denn die Tritte und Stollen der beiden Korruptalen hatten klaffende Wunden gerissen.

Die brasilianischen Fans im Stadion waren außer sich. Über das brutale Foul, den Schiedrichter – und darüber, dass Rolando offenbar nicht weiterspielen konnte. Mit einer Bahre wurde er vom Platz getragen und gleich ins Stadioninnere gebracht. Wenigstens musste es jetzt Elfmeter für Brasilien geben – dachten natürlich alle. Doch was machte der Schiedsrichter? Er piffte zwar – aber nur das Spiel ab, zur Halbzeitpause. Den fälligen Elfmeter gab er nicht. Stattdessen nahm er den Ball an sich, und ging mit seinen beiden Assistenten in Richtung Schiedsrichterkabine – begleitet von den wütenden Protesten der brasilianischen Fans.

Nelson sagte kein Wort. Er war kreidebleich. Zum ersten Mal sah Dono in den Augen seines Freundes etwas, was er noch

nie an ihm gesehen hatte: Blanken Zorn, der Rachegefühle erahnen ließ. Natürlich war Dono selbst aufgebracht über die ungeheuerlichen Zwischenfälle, das mit dem Flutlicht und vor allem natürlich über das Foul an Rolando. Aber Dono hatte auch Angst: Angst um und vor Nelson.

„Lass uns sofort nach unten zu den Spielerkabinen gehen, um zu sehen, wie es Rolando geht“, sagte Dono. „Ja!“, erwiderte Nelson in einem eisigen Tonfall, wie ihn Dono noch nie von seinem Freund gehört hatte. „Und dann tun wir noch etwas anderes“.

Er zog Dono mit hinaus in die Menge der Fans, die noch immer „Schieber! Schieber!“ schrien. Nelson rannte so schnell die Stufen in die Stadion-Katakomben hinunter, dass Dono kaum folgen konnte. Endlich waren sie im Spielertrakt angekommen. Einer der medizinischen Betreuer der brasilianischen Nationalmannschaft gab ihnen schließlich die Auskunft, dass Rolando ins Krankenhaus gebracht wurde. Nelson nahm wieder diesen unheimlichen Ausdruck an, der Dono so beunruhigte. Wieder wurde er von Nelson mitgezogen. „Wo willst du denn hin?“ „Zu den Schiedsrichtern!“ Niemand hielt sie auf, bis sie vor deren Kabine standen. Hier gab es zwar einige Wachmänner, die ihnen zunächst den Zutritt verweigern wollten. Aber als Nelson ihnen sagte, dass Rolando sein Enkel war und er

dem Schiedsrichter gerne persönlich sagen wollte, wie es diesem ginge, durften sie eintreten.

Alberto Cosmo, der Schweizer Schiedsrichter, unterhielt sich gerade mit seinen beiden Assistenten, als Dono und Nelson hereinkamen. Bis Halbzeitende blieben nur noch fünf Minuten Zeit. Nelson wandte einen Zauber an: Er hielt die Zeit an – und zwar so, dass es niemand merkte. Nur Dono wusste, was sein Freund gerade getan hatte. Nelson kam so bestimmt zur Sache, dass es Cosmo kurz die Sprache verschlug. Dann herrschte er Nelson an: „Was fällt Ihnen ein, hier rein zu kommen?“ Als er sich von Nelsons bösen Blicken durchbohrt sah, klang seine Stimme schon etwas unsicherer: „Was wollen Sie und wer sind Sie überhaupt?“ Nelson antwortete wieder in seinem eisigen Tonfall: „Es ist an Dir, uns etwas zu sagen... ..was da draußen los war! Und wer dahinter steckt!“ Cosmo antwortete, sichtlich erschrocken: „Ich weiß nicht, was sie meinen...“ Jetzt wurde Nelsons Stimme scharf. Wie ein Messer schnitt sie durch den Raum: „Erst Boderta da Pina und Feirera... dann die Sache mit dem Flutlicht... und der Elfmeter, den Du nicht gegeben hast. Das war mein Enkel, den die beiden Korruptalianer so zugerichtet haben. Vor aller Augen – nur Du und Deine beiden Assistenten habt das angeblich nicht gesehen... Also noch mal: Was geht hier vor?“

Cosmo machte keine Anstalten, etwas zu erklären. Stattdessen wandte er sich Richtung Tür. Da zeigte Nelson auf den Schatten, den Cosmos Körper durch das Lampenlicht an die Wand warf: Er drückte mit der Spitze seines Zeigefingers auf das Schatten-Herz des Schiedsrichters. Ganz fest. Plötzlich fühlte Cosmo einen heftigen Stich in seinem echten Herz, obwohl Nelson ihn selbst gar nicht berührt hatte. Erst zuckte Cosmo zusammen, dann schrie er – vor Schmerz ebenso wie vor Angst. Seltsamerweise schienen die Wachleute diesen Schrei nicht zu hören, denn keiner kam Cosmo zu Hilfe. Auch die Schiedsrichterassistenten nicht, die vor Schreck wie erstarrt waren.

Sogar Dono erschrak – denn er wusste sofort: Was Nelson da tat, war schwarze Magie! Dono kannte zwar nur eine ähnliche Art böser Voodoo-Zauberei: Man konnte Nadeln in Puppen stecken und stellte sich vor, dass diese bestimmte Menschen wären. Die spürten die Stiche dann tatsächlich genauso, als würden die Nadeln in sie selbst gesteckt werden. Dass das auch mit Schatten statt Puppen und ohne Nadeln funktionierte, war Dono neu. Aber er wusste, dass Nelson ein besonders mächtiger Voodoo-Zauberer war. Das beruhigte ihn im Augenblick aber nicht gerade, im Gegenteil.

„So fühlt sich das an, wenn man verletzt wird“, schrie Nelson. „Wie mein Neffe und andere Spieler! Vielleicht sagst Du mir jetzt, was Du weißt!“ Dabei wischte Nelson mit seiner Hand über Cosmos Gesichtsschatten. Für den fühlte sich das wie eine heftige Ohrfeige an. Der Angstschweiß triff ihm von der Stirn, als er es endlich zugab: „Ja, ich habe Geld bekommen für meine Entscheidungen. Mit allem anderen hab ich nichts zu tun!“ „Wer steckt dahinter?“, bohrte Nelson nach. Dono wusste nicht, ob er eingreifen oder seinen Freund gewähren lassen sollte. Auch er war wütend und traurig. Aber er verstand trotzdem nicht, wie sein Freund einen anderen Menschen in solche Panik versetzen und ihm dabei Schmerzen zufügen konnte. Doch Nelson schien nicht mehr er selbst zu sein. Wieder drückte er auf eine Stelle des Schattens – solange, bis Cosmo endlich gestand:

„Es geht nicht nur darum, dass Korruptalien weiterkommt. Es geht auch um Wetten, die Leute gegen Brasilien abgeschlossen haben: Wenn Brasilien verliert, gewinnen die viel, viel Geld. Ich bekomme 10.000 Real, mehr weiß ich nicht“.

„Nelson, wir werden alles aufklären!“ Dono hatte endlich seine Sprache wieder gefunden. Doch Nelson schien ihn nicht zu hören, er wirkte wie erstarrt. Plötzlich drehte er sich zu Cosmo und sagte mit trauriger Stimme: „Das alles wird nie mehr aufhören, die Menschen werden immer gieriger. Geld

ist alles, was zählt! Fußball war einmal Volkssport, wie viele andere Sportarten auch. Dazu geschaffen, dass Menschen friedlich ihre Kräfte messen und andere dadurch unterhalten. Aber Leute wie Du haben alles kaputt gemacht. Und viele Athleten, die dieses miese Spiel mitspielen. Sogar die olympische Idee haben sie vergessen: ‚Dabeisein ist alles!‘ Von wegen: Erster sein ist alles, nur dafür winken Ruhm und Reichtum, und nur den wollen sie alle!“

Immer noch wie in Trance breitete Nelson schließlich seine Arme aus und streckte sie langsam zum Himmel, den man natürlich in der Kabine nicht sah. Dono ahnte: Gleich würde Schlimmes passieren. Doch bevor er so richtig begriffen hatte, was sein Freund da vor sich hinmurmelte, war es schon geschehen – Nelson hatte die Welt verwünscht:

„Nie wieder sollen Bälle oder Räder rollen. Alles, was rund ist, soll eckig werden, alles... ...und ganz langsam soll der Zauber wirken, damit diese verkommene Welt vor ihrem Untergang ihre Strafe auch spürt, viele Tage und Wochen lang!“

Im selben Augenblick zuckten Blitze und ein gewaltiger Donner ertönte; beides war in jedem Land, auf jedem Kontinent, zu sehen und zu hören.

Dono konnte Nelson gerade noch auffangen, als dieser in sich zusammen sank. Cosmo und seine Schiedsrichterassistenten nutzten die Gelegenheit, um zu flüchten.

Kaum hatten sie den Raum verlassen, hatten sie vergessen, was gerade passiert war: Ihre Erinnerung an bestimmte Dinge war völlig ausgelöscht. Auch das war ein Teil des Zaubers, mit dem Nelson in der Halbzeit die Zeit angehalten hatte.

So ging also das Spiel Brasilien gegen Korruptalien weiter – fast ohne weitere Vorkommnisse: Cosmo und auch diejenigen, die absichtlich die Flutlichtanlage hatten ausfallen lassen, wussten ja schließlich nicht mehr, dass und wofür sie bestochen worden waren.

Deshalb waren sie an dem einzigen Zwischenfall in der zweiten Halbzeit unschuldig: Noch einmal donnerte es, wieder nur für Sekunden. Gleichzeitig zuckte ein greller Blitz am Himmel. Genau in diesem Augenblick schien sich der Fußball auf dem Platz für einen winzigen Moment in einen Würfel zu verwandeln: Er hörte schlagartig auf zu rollen, wegen seiner quadratischen Form. Dann war er sofort wieder

rund. Das konnten zwar alle im Stadion sehen, aber natürlich nicht glauben: Jeder hielt das, was geschehen war, für seine ganz persönliche Einbildung, für eine Halluzination. Darum traute sich auch niemand, darüber zu reden.

Am Ende gewann Brasilien mit 2:1 – das Ticket für die Weltmeisterschaft war gelöst!

Aber sogar das war Dono und Nelson im Moment nicht wichtig. Sie waren noch immer in der Schiedsrichterkabine – und Dono hielt seinen Freund immer noch in den Armen, weil dieser wie leblos war. Endlich schlug Nelson die Augen auf. Dono sah, dass sein Blick nicht mehr von Hass erfüllt war – nur noch sehr traurig.

„Das klang furchtbar, was Du Dir da gewünscht hast!“, sagte Dono. „Das war kein Wunsch“, antwortete Nelson langsam. „Das war ein Fluch, und er wird sich erfüllen!“

Dono erschrak. Er wusste zwar von Nelsons besonderen Voodoo-Künsten – aber das konnte doch nicht möglich sein! „Du meinst... ..es wird wirklich passieren?“, fragte er ungläubig. „Ja!“, sagte Nelson. „Was hab’ ich nur getan! Ich weiß nicht, was mit mir los war. Ich war so wütend, ich hatte nur noch Hass in mir gefühlt.“

„Das entschuldigt nichts“ Jetzt brüllte der sonst so sanfte Dono. „Du hast Dir gewünscht, dass alles Runde eckig wird! Weißt Du, was das bedeutet? Sogar die Erde wird eckig werden, denn auch sie ist ja rund! Alle Menschen auf der Welt werden also für die Fehler einiger weniger mit dem Tode bestraft! Nimm sofort den Fluch zurück – um Himmels willen!!!“ „Das kann ich nicht“ sagte Nelson noch trauriger. Dono schaute ihn verständnislos an. „Ich wusste selbst nicht, dass ich dazu fähig bin. Es ist der stärkste Fluch, den ein Voodoo-Zauberer aussprechen kann, und es hat mich meine ganze Energie gekostet. Einen solchen Fluch kann niemand zurücknehmen, auch ich nicht!“ „Nelson, das kann doch nicht sein! Wenn das wirklich passiert, ist alles vorbei. Denk an unsere Freunde, Deine Familie, Deinen Enkel und alle anderen unschuldigen Menschen – sie können doch nichts dafür! Und bald werden sie alle sterben – wir auch, aber wir sind wenigstens schon alt.“ „Ich weiß...“ Nelson schoss Tränen in die Augen. „...ich war nicht Herr meiner Sinne. Es ist furchtbar, was ich getan habe!“

„Gibt es denn wirklich nichts, was wir dagegen unternehmen können?“ fragte Dono. „Nein. Es sei denn...“ Nelson schien zu überlegen. „Was?“, Dono war immer noch außer sich. „WAS können wir tun?“ „Nur Menschen, die selbst Schlechtes nur in wirklich guter Absicht tun, könnten den Fluch vielleicht

doch aufheben“, murmelte Nelson. „Also... ...gute Menschen? Aber das sind wir doch auch, Du und ich! Na ja, oder wenigstens ICH bin es noch, im Gegensatz zu Dir!“ Dono schrie immer noch, aus purer Verzweiflung. „Also, wie können wir...“ „WIR können nicht“ unterbrach ihn Nelson. „Du weißt wie ich, dass wir beide im Laufe unseres Lebens auch Dinge getan haben, die egoistisch waren – hinter denen also nicht gerade eine gute Absicht stand!“ „Aber das passiert doch allen Menschen mal – und das ist doch auch noch nicht kriminell!“ „Das nicht – aber es ist eben nicht ‚gut‘!“ „Und was hast Du dann vorhin gemeint – wer könnte den Fluch also aufheben?“ „Wir wie gesagt nicht. Wir beide sind schon alt, wie Du vorhin richtig bemerkt hast. Und je älter ein Mensch wird, desto mehr sammelt sich in seinem Leben an, was er nicht hätte tun sollen oder dürfen“. „Du meinst also... ...ich verstehe! Erwachsene wie wir kommen also nicht in Frage – aber Kinder oder Jugendliche vielleicht...“ „Junge Menschen, richtig!“, sagte Nelson. Doch Dono kamen neue Zweifel: „...aber gerade die machen doch vieles, was ihnen eigentlich verboten oder nicht besonders toll ist: Manche sind neidisch auf die neuen Klamotten ihrer Freunde, manche schreiben in der Schule ab; und einige lügen wie gedruckt, um gut dazustehen!“ Nelson widersprach: „Es gibt auch andere. Und meist handeln junge Menschen ganz allgemein einfach nur unüberlegt. Oder weil sie den Erwachsenen etwas

nachmachen wollen – und eben nicht, weil sie selbst nur schlechte Absichten haben oder egoistisch sind!“ Dono sah ihn jetzt schon wieder etwas hoffnungsvoller an: „Also Du meinst, dass es eine kleine Möglichkeit gibt... ..ein Kind oder junger Mensch könnte den Fluch bannen?“ „Ja“, antwortete Nelson. „Vielleicht würde das sogar auch einem Erwachsenen gelingen...aber ich glaube einfach, den müssten wir viel zu lange suchen – und die Zeit haben wir nicht mehr!“ Dann hob er wieder seine Hände zur Decke und sagte beschwörend:

„Ein junger Mensch soll auf drei Sportler treffen, die in Versuchung sind, Fairness und Anständigkeit zu verraten – oder beides schon verraten haben. Wenn sie aus eigenem Entschluss davon ablassen, soll der Fluch erlöschen. So soll es sein!“

Dono war erleichtert. Das war zwar nur eine kleine Chance – aber es war wenigstens eine. „Wie lange haben wir genau Zeit?“, fragte er. „Ein paar Wochen... ..höchstens ein, zwei Monate“, antwortete Nelson. „Der Fluch erfüllt sich bereits. Zuerst wird der Zauber scheinbar harmlos wirken – runde Dinge werden nur kurze Zeit eckig. Zuerst nur Gegenstände, wie zum Beispiel Bälle. Aber irgendwann wird sich wirklich alles Runde verwandeln – und dann für immer eckig bleiben:

Sogar die Pupillen der Menschen, sie werden zu Rechtecken aller Art – oder quadratisch. Oder dreieckig. Wie schließlich die Erde selbst... ...und das ist dann das Ende der Welt.“

Dono merkte, wie schwer es auf Nelson lastete, was er getan hatte. Er umarmte seinen Freund und sagte: „Ich kenne da ein Mädchen... ...sie heißt Leonie. Hoffentlich finde ich zu Hause ihre Telefonnummer wieder... ...dann rufe ich sie sofort an!“

Drittes Kapitel

Das war also die Geschichte, die Dono Leonie am Telefon erzählt hatte. Und die mir Dono in allen Einzelheiten als Gedanken übertragen hatte. Ehrlich gesagt: Zuerst glaubte ich, ich würde das alles nur träumen! Alles Runde sollte eckig werden... Zauberei... ...Korruption im Sport... Mir schwirrte der Kopf. Aber Leonies ernstes Gesicht verriet mir deutlich, dass das alles wahr war. „Verstehst Du jetzt?“, fragte sie mich. „Ja... ...ich kann es mir zwar nicht erklären, aber ich verstehe das alles jetzt viel besser, als ich begreifen kann... ...wenn Du verstehst, was ich meine!“ Leonie verstand natürlich nicht – wir erfuhren ja erst später von Dono, dass er mich per Gedankenübertragung informiert hatte.

Das alles machte mir schwer zu schaffen: Der schreckliche Fluch – aber auch, dass Leonie und ich versuchen sollten, ihn aufzuhalten. Waren wir beide wirklich die Richtigen?

Hatten wir uns echt noch nicht zu viel Schlimmes zu schulden kommen lassen?

Ich überlegte kurz: Tatsächlich lüge ich so gut wie nie. So unglaublich das vielleicht klingt. Aber ich mag keine Lügen. Und Leonie auch nicht, das wusste ich genau: Weil ich ihr einmal erzählte hatte, dass es mich ärgert, dass alle auf Timms Lügen hereinfliegen. Leonies Antwort hatte mir richtig gut getan: „Lügner sind die schlimmsten Feiglinge von allen. Sie drücken sich vor der Wahrheit, weil es manchmal unbequem ist, diese zu sagen. Und wenn ein Lügner behauptet, er würde nur deshalb nicht die Wahrheit sagen, weil diese jemand anderen verletzen könnte: Was könnte einen Menschen mehr verletzen, als hintergangen zu werden? Dass man ihm etwas anderes ins Gesicht sagt als hinter seinem Rücken? Oder dass man ihm verschweigt, was ihn betrifft: Etwas, das alle anderen bereits wissen – nur der Betroffene selbst nicht?“

Leonie hatte recht. „Wir müssen unbedingt ganz schnell zu Dono! Und das passt doch – in drei Tagen sind Weihnachtsferien“, sagte sie. Da war es wieder, mein Problem: „Meine Eltern werden mich nie alleine mit Dir nach Brasilien fliegen lassen!“

„Lass mich mal machen! Übrigens: In Brasilien ist gerade Sommer... ...pack also ein paar Badehosen ein!“ Das war alles, was Leonie zu meinen Bedenken sagte... Aber sie schaffte es tatsächlich: Gleich am ersten Tag unserer Weihnachtsferien saßen wir im Flugzeug nach Rio de Janeiro. Es war Leonie leichter gelungen, als ich befürchtet hatte, zuerst ihre und dann meine Eltern zu überzeugen. Wie sie das gemacht hatte, behielt sie für sich. Leonie war wirklich eine Weltmeisterin in Sachen Geheimniskrämerei, fand ich. Und war gleichzeitig sehr stolz, eine so tolle Freundin zu haben...

Leonies Eltern wollten unsere beiden Flüge bezahlen, auch meinen. Weil sie ja sehr reich waren – im Gegensatz zu meinen Eltern, mit ihren eher bescheidenen Gehältern. Das ließen meine Eltern aber nicht zu. In allem anderen waren sich unsere Mütter und Väter allerdings einig: Wir mussten versprechen, nicht zu spät ins Bett zu gehen und auf unsere beiden Aufpasser zu hören: Dono – und Finn! Denn der sollte uns begleiten. Das fanden wir sogar gut...

Als wir im Flugzeug saßen, vergaß ich fast, warum wir eigentlich nach Brasilien reisten. Da war soviel zu sehen in diesem riesigen Flugzeug! Dass es zwei Etagen gab, war allein schon aufregend. „Oben ist es viel teurer als hier

unten“, meinte Finn, „und richtig gut kochen können die da auch nicht“!

„Oben“, das war die Erste Klasse. Da zu sitzen, hätte ungefähr fünfmal mehr gekostet als die Tickets, die wir jetzt hatten. Normalerweise hätten Leonies Eltern diese „First Class“ für uns gebucht. Aber weil meine Eltern darauf bestanden hatten, mein Ticket selbst zu bezahlen, flogen wir jetzt Touristenklasse. Das war uns aber egal, wir hatten auch so eine Menge Spaß. Das fing schon an, als uns die Stewardessen zeigten, was im Notfall zu tun wäre: Zum Beispiel sollten wir die Schwimmwesten anziehen, die unter unseren Sitzen waren – für den Fall, dass das Flugzeug im Wasser landen sollte. Wir mussten sehr lachen: Wie sollten wir uns das alles merken – wie rum man diese Westen richtig anzog und an welchen Schnüren man wann ziehen musste? Ach ja, und aufblasen sollte man die Dinger dann auch noch... Na, da war es uns doch lieber, wir landeten nicht im Wasser – schöne Grüße an die Piloten! Übrigens waren die alle sehr nett zu uns, die Stewardessen und Stewards. Mich wunderte übrigens, dass ich so gar keine Angst hatte. Schließlich war es das erste Mal, dass ich flog – und dann auch gleich noch eine so weite Strecke!

Cool fand ich auch, dass immer wieder jemand vorbeikam und mich fragte, ob ich Cola oder Säfte wollte. Abends, mittags, morgens – und soviel ich wollte.

Die Zeit verging wirklich wie im Flug. Obwohl wir fast 14 Stunden unterwegs waren! Als der Kapitän sagte, wir seien im Anflug auf Rio de Janeiro, applaudierten die Brasilianer an Bord. „Das machen sie immer, weil für sie Brasilien das schönste Land auf der Erde ist!“, erklärte mir Leonie. Dann rief sie ganz aufgeregt: „Schau mal – da ist der Corcovado!“ „Wer...?“ fragte ich. „Na, der Zuckerhut! Das Wahrzeichen von Rio!“ Ich sah den berühmten Berg, der wirklich wie ein Zuckerhut aussah. Er ragte aus einem tiefblauen Meer mit weißen Wellenkämmen. Dieser Anblick und die breiten Strände beim Landeanflug stimmten mich richtig fröhlich... ..bis mir wieder einfiel, warum wir eigentlich hier waren. Vielleicht träumte ich das alles nur? Nein, natürlich nicht. Ich wusste, dass das alles kein Traum war.

Endlich landeten wir. Unglaublich, wie sanft die Piloten dieses riesige Flugzeug mit den kleinen Rädern auf der Piste aufsetzen ließen!

Bis wir aussteigen konnten, dauerte es noch eine kleine Weile – aber das war noch gar nichts gegen die Passkontrolle und den Zoll am Flughafen. Da mussten wir ganz schön lange warten! Wahrscheinlich waren die kleinen

Lämpchen schuld daran, die vor der Pass- und Zollkontrolle leuchteten: Mal grün, mal rot. Wenn sie grün waren, durften die Leute weitergehen. Wer rot sah, musste an einen Tisch zur Seite treten und seinen Koffer öffnen. Auf unsere Koffer hatten wir zuvor auch schon sehr lange warten müssen. Wenigstens leuchtete bei Leonie, Finn und mir das Lämpchen grün – wir durften passieren. Und jetzt waren wir wirklich da: In Brasilien! Na gut, noch nicht ganz – wir waren ja immer noch am Flughafen. Aber immerhin schon in der Ankunftshalle. Die war voller Menschen – alle in kurzen Hosen und T-Shirts. Da kam ich mir in meinen langen Jeans fast schon komisch vor. Sogar Leonie kam mir plötzlich in Shirt und Short entgegen – sie hatte sich schnell hinter einer Säule umgezogen. „So was trägt man hier“, meinte sie lachend.

Plötzlich stieß sie einen Freudenschrei aus und stürmte auf zwei ältere Männer zu: Der eine etwas dicklich, in einer Kakhi-farbenen Bermudashort und einer Art weißem Pilotenhemd; der andere eher dürr. Seine langen weißen Hosen schlotterten richtig um seine Beine.

Der in der Bermuda hob Leonie in die Luft und wirbelte sie herum. Als er sie wieder abgesetzt hatte, machte er mit ernstem Gesicht eine kleine Verbeugung zu mir: „Donatello Igaziu Roves-da Silva!“ Dann sagte er weiter, mit breitem

Grinsen: „Für meine Freunde bin ich Dono. Und du musst Lucas sein!“

Ich war überrascht. Das war also Dono, der Macumba-Priester und Zauberer. Ich hatte ihn mir irgendwie anders vorgestellt: zwar nicht mit spitzem Hut und Umhang – aber altmodischer... Mit seiner roten Brille, der lässigen Bermuda und dem sportlichen Hemd sah Dono richtig stylish aus.

Dono begrüßte auch Finn sehr herzlich – auf Portugiesisch... und trotzdem verstanden Finn und ich plötzlich jedes Wort! Verblüfft sahen wir uns an. Wie konnte das sein? Dono schien unsere Gedanken zu erraten: „Nelson und ich finden, dass es einfacher ist, wenn Ihr Portugiesisch versteht – und umgekehrt: Dass jeder Euch versteht, wenn Ihr Deutsch spricht – Brasilianer, Argentinier, Amerikaner... ...alle, auf die Ihr treffen werdet. Deshalb habe ich wieder einen kleinen Zauber angewendet... der wirkt, solange Ihr uns helft!“ Was hatte Dono da gerade gesagt: Er hatte ‚wieder‘ einen Zauber angewendet? Das interessierte mich doch brennend: Wann hast Du denn zuvor schon einmal so einen ‚kleinen Zauber‘ angewendet? „Schon öfter!“, lachte Dono. Zuletzt bei Dir... ...und bei Finn! Das war es also – darum wusste ich neulich Nacht plötzlich alles... ...und Finn offenbar auch, denn sein Staunen war einem erleichterten Grinsen gewichen: „Und ich dachte schon, dass das vor ein paar Tagen der verrückteste

Traum war, den ich je geträumt habe! Es ist also doch alles Wirklichkeit... ...dann haben wir aber ein großes Problem an der Backe!“ „Stimmt leider!“, sagte Nelson. Er wirkte zwar viel ernster als Dono – aber nicht unfreundlich. Im Gegenteil: Eigentlich war er mir sogar sehr sympathisch.

Wir gingen Richtung Ausgang, als ich einen Riesenschreck bekam: Die riesige runde Uhr über dem Ausgang – sie wurde plötzlich eckig! Zwar nur für ein paar Sekunden – aber doch lange genug, dass ich begriff: Das war ein Vorbote des Fluchs – und keine Einbildung!

Ich wollte die anderen darauf aufmerksam machen, aber das brauchte ich nicht. Auch sie hatten es wohl mitbekommen. Dono sagte mit sehr ernstem Gesicht: „Nun habt Ihr selbst gesehen, warum Ihr da seid. Es hat längst begonnen – und es wird von Augenblick zu Augenblick schlimmer!“

Schweigend stiegen wir in ein großes Auto. „Am besten fahren wir erst einmal zu Nelson“, sagte Dono.

Leonie schien sich als erste wieder von dem Ereignis mit der Uhr erholt zu haben, denn grinsend fragte sie Dono: „Kannst Du etwa Auto fahren?“ „Kann er schon“, warf Nelson ein. „Aber ich fahre! Dono würde auf der Fahrt glatt den Weg vergessen...“

Während Nelson ziemlich flott fuhr, unterhielten sich Dono, Nelson und Finn über brasilianisches Essen. Leonie tippte eine sms nach der anderen in ihr Handy. Ab und zu piepste es, das waren dann wohl die Antworten. Vielleicht von Rolando, der immer noch im Krankenhaus lag...?

Darüber wollte ich mir jetzt allerdings keine großartigen Gedanken machen – ich war viel zu aufgekratzt und neugierig auf Rio. Ich starrte gebannt aus dem Fenster.

Irgendwie hatte ich mir diese Stadt ganz anders vorgestellt: Wie, wusste ich selbst nicht so genau. Ich kannte ja eigentlich nur München und die Orte, in denen ich mit meinen Eltern in den Ferien war: Am Gardasee und Venedig. Ich war sogar schon mal in Rom. Aber nirgendwo hatte ich so etwas wie auf dieser Fahrt gesehen: Wellblechhütten. Müll. Offene Feuer und zerbeulte Autos. Wären da nicht die vielen grünen Pflanzen gewesen, wäre mir Rio richtig traurig vorgekommen.

Leonie merkte wohl, was ich dachte, und sagte: „Das sind die Vororte von Rio. Die Menschen sind sehr arm und bauen Hütten – einfach so. Man nennt solche Gegenden „Favelas“. Die gehören auch zu Rio. Aber warte nur ab: Gleich wird es schöner.“

Es wurde schöner. Sogar wunderschön: Überall tummelten sich fröhliche Menschen, in den Straßen und am Strand. Alle paar Meter gab es eine Bude oder Straßenhändler, bei denen man Shakes und frische Kokosmilch kaufen konnte. Zur Begrüßung hatten Dono und Nelson uns jedem so eine Kokosnuss mit Milch drin überreicht: Ich wunderte mich über das grüne Drumherum – ich kannte Kokosnüsse nur mit einer harten braunen Schale. Das war also nur der Kern... Mit Strohhalmen schlürften wir die süßliche, kühle Milch, während wir wieder ins Auto stiegen und weiterfuhren. Nach einer Viertelstunde hielt Nelson an und parkte auf einem großen Platz, auf dem bereits viele Autos standen. „Sind wir schon da?“, wollte ich wissen. Ich war nun doch ein bisschen müde. Kein Wunder, viel geschlafen hatten wir ja nicht im Flugzeug. Außerdem wurde es allmählich dunkel. In Rio war es jetzt neun Uhr abends – und zuhause schon Mitternacht.

„Ein kleines Stück haben wir noch vor uns“, sagte Nelson – und zeigte auf einen riesigen Berg vor uns. „Da müssen wir rauf...? Zu Fuß...?“ Nelson lächelte: „Nein. Mit der Trambahn, wie diese kleinen Züge bei Euch heißen...“ Mit der Tram auf einen Berg? Das konnte ja heiter werden, dachte ich. Und ahnte nicht, wie recht ich hatte: So eine Trambahnfahrt hatte ich noch nie erlebt! Mit unseren drei Koffern stiegen wir in

einen gelben Waggon, der auch gleich los sauste...
...Richtung Santa Tereza, einem Stadtteil von Rio, der oben auf dem Berg war. Viele Künstler und Schauspieler wohnten dort. Auch Nelson hatte sein kleines Häuschen da. Eine halbe Stunde sollte es dauern, bis wir da waren. Wenn wir überhaupt ankamen... ...denn die Bahn wackelte ganz schön. Das lag wahrscheinlich auch daran, dass so viele Menschen an ihr hingen; Männer, vor allem. Aber auch zwei junge Frauen! Sie alle klammerten sich von außen an die Waggonen! Und das, obwohl wir über ein ewig langes, Schwindel erregend hohes Viadukt flitzten – eine Brücke mit besonders vielen Bögen. „Warum machen die das?“, fragte ich. „Weil sie so nichts für die Fahrt bezahlen müssen“, erklärte er mir – als wäre das die selbstverständlichste Sache der Welt. „Ist das nicht verboten...?“ „Doch!“, sagte Dono. „Eigentlich schon...“

Je höher wir fuhren, desto kleiner wurden die Lichter unten in der Stadt. Schließlich war es, als würden wir auf einem ganzen Meer von Lichtern nach oben schweben. So etwas Atem Beraubendes hatte ich noch nie erlebt! Meine Müdigkeit war plötzlich verflogen.

Schließlich kamen wir an der Endstation an. Wir mussten nur noch ein paar Meter zu Fuß gehen – dann waren wir in

Nelsons Haus, das wie ein kleines Hexenhäuschen aussah und so gar nicht zu den prächtigen Villen passte, die es in Santa Tereza gab.

„Ihr seid bestimmt hungrig“, sagte Nelson. „Leider habe ich es nicht mehr geschafft, viel einzukaufen...“ „Hast Du Eier da?“, fragte Finn. „Au ja!“, rief Leonie. „Finn macht die besten Spiegeleier der Welt!“ Also ging Finn in Nelsons kleine Küche und machte sich ans Bruzzeln. Schon bald lag der Duft von gebratenen Spiegeleiern in der Luft – und plötzlich auch ein entsetzter Schrei von Finn: „Da... ...schaut, was passiert ist!“ „Hast Du etwa die Eier anbrennen lassen?“, fragte Leonie.

Als wir in die Pfanne blickten, sahen wir, warum Finn so erschrocken war: Die gelben Dotter der Spiegeleier – sie waren nicht rund, sondern viereckig! Und sie blieben es auch... „Der Fluch schreitet doch schneller voran, als ich gehofft habe...“ Nelson war nun wieder ganz geknickt. Wie wir alle. Diesmal fand ich als erster die Sprache wieder: „Was also können wir tun, damit der Fluch aufgehoben wird?“

Nachdenklich antwortete Nelson: „Ich habe mit einem magischen Blick in die Seele der erfolgreichsten Sportler der Welt geschaut. Es war traurig zu sehen, wie viele von ihnen unfaire Mittel anwenden, um immer zu siegen. Manche

wollen das selbst eigentlich gar nicht, aber sie werden von anderen dazu gebracht. Oder sie glauben, dass sie nichts gelten, wenn sie nicht immer die Besten sind. Ich habe drei von diesen Sportlern ausgewählt. Ihr müsst es schaffen, sie wieder auf den rechten Weg zu bringen. Ohne, dass Ihr Ihnen etwas von dem Fluch erzählt. Und ohne meine Hilfe. Ich kann Euch nur sagen, wer die drei sind und wo Ihr sie findet. Mehr kann ich nicht tun – und Dono, der Euch begleiten wird, darf Euch auch nur indirekt mit einem Zauber helfen, und das bei jedem Sportler nur einmal.“ „Was heißt: ‚Nur indirekt?‘“, fragte ich. „Das bedeutet, dass Ihr selbst und sehr gut überlegen müsst, was Ihr bewirken wollt. Und dass Dono für Euch dann auch nur einfache, weiße Magie anwenden darf, die durch Gedankenübertragung oder die Kraft der Vorstellung wirkt“, erklärte Nelson.

„Wohin sollen wir zuerst fahren?“, fragte Leonie. „Nach Sao Paulo“, antwortete Nelson. „In drei Tagen findet dort das erste Formela X-Rennen der Saison statt. „Cool!“, rief ich – und merkte sofort an den Gesichtern der anderen, dass meine Begeisterung für Autorennen im Moment nicht ganz angebracht war.

„Kennt ihr den?“ fragte Nelson und zeigte auf eine Zeitung, die „Veja“ hieß. Auf dem Titel war ein sonnengebräunter

Mann abgebildet; lachend, in einem weißen Abendanzug und mit einem weißen Hut auf dem Kopf. In der Hand hielt er ein halb gefülltes Champagner-Glas. Die Schlagzeile war zwar in Portugiesisch – aber das verstand ich jetzt ja perfekt... ...und offenbar auch in schriftlicher Form: „Aus der Favela in den Palast! Der sagenhafte Aufstieg eines Jungen aus den Slums zum Playboy und Formela X-Star“. „Der ist wohl ziemlich berühmt hier, oder?“ sagte ich – und merkte sofort, wie doof meine Bemerkung war: Warum sonst wäre der Typ wohl auf dem Titel des Magazins gewesen! „Den kennst du nicht?“ fragte Leonie erstaunt. Ich sah mir das Bild genauer an – denn Autorennsport interessierte mich im Gegensatz zu Fußball schon. Sehr sogar – und deshalb kannte ich mich auch einigermaßen aus. Und tatsächlich fiel mir wieder ein, wer das war: „Ailton di Burti! In diesem weißen Anzug und mit dem Hut hatte ich ihn zuerst gar nicht erkannt...“ „Ja, das ist Ailton di Burti“, sagte Dono, „Das Vorbild vieler brasilianischer Jungen: Alle wollen sie werden wie er, er ist fast so etwas wie ein Nationalheld. Obwohl er noch nicht Weltmeister war - aber immerhin schon mal Dritter, am Ende der letzten Formela X-Saison. „Und deshalb verehren ihn die Leute so?“, wunderte sich Finn. „Er hat extra jemanden engagiert, der ihn bekannt und beliebt machen soll“, erklärte Nelson. „Eine Managerin, die auch seine Termine organisiert.“ „Warum ist ihm das so wichtig, bekannt

und beliebt zu sein?“, fragte ich. Nelson antwortete: „Das liegt wohl daran, dass Ailton aus ärmsten Verhältnissen stammt und sich niemand für ihn interessierte, als er ein kleiner Junge war. Er wurde in einer Favela geboren und wuchs dort auch auf – in Irajá, in Rio. Seine Eltern starben sehr früh. Damals hieß Ailton übrigens noch nicht di Burti mit Nachnamen: Als er zwölf Jahre alt war – also ungefähr so alt wie Du jetzt, Lucas – wurde er von Emanuel di Burti adoptiert. Der war einer der reichsten und einflussreichsten Männer in Brasilien.“ „Warum hat er Ailton adoptiert?“, wollte Finn wissen. „Ailton hat Emanuel di Burtis Tochter, Naomi di Burti, vor dem Ertrinken gerettet. Sie wollte unbedingt surfen – entgegen aller Warnungen: Die Wellen des Atlantiks waren an diesem Tag sehr wild und unberechenbar. Ailton war zur gleichen Zeit da wie Naomi: Er war am Strand, um vor Touristen Kokosnüsse aufzuschlagen und sie ihnen in kleinen Stücken zum Kauf anzubieten. Als Naomi plötzlich in einer Welle verschwand und nicht mehr zu sehen war, reagierte Ailton als Erster: Mutig stürzte er sich in die aufgewühlten Fluten und tauchte nach ihr – etwas weiter vor der Stelle, an der Naomi verschwunden war. Ailton nahm an, dass die Welle sie etwa hierhin gewirbelt haben musste. Wenn er sie nicht tatsächlich genau hier gefunden und an Land gebracht hätte, wäre sie ertrunken. Der alte di Burti war natürlich überglücklich über Naomis Rettung. Deshalb holte

er den Jungen zu sich, als er erfuhr, dass dieser sich ohne Eltern durchschlagen musste. Sechs Jahre später starb Emanuel di Burti an einem Herzanfall – und so erbte seine Tochter die eine Hälfte aller Anteile an dem riesigen Industrieimperium ‚di Burti‘ – und Ailton die andere!“ „Und der ist dann ausgeflippt, wegen des vielen Geldes?“, fragte Leonie. „Ja, so ungefähr“, schaltete sich Nelson jetzt wieder ein. „Wie so oft, wenn Menschen über Nacht reich werden, lebt Ailton seither in Saus und Braus. Er kann sich kaufen, was er will; Autos, Häuser, Yachten – und leider auch Menschen. Seit drei Jahren hat er ein eigenes Formela X-Team, mit zwei Rennfahrern: Einer davon ist er selbst. Noch hatte er bei den entscheidenden Rennen nicht die Erfolge, die er gebraucht hätte, um Weltmeister zu werden; aber auch das ist nur eine Frage der Zeit – denn es sieht so aus, als wolle er sich den Titel irgendwie erkaufen. Ailton di Burti ist kein schlechter Rennfahrer; aber nichts geht ihm schnell genug.“ „Und was sollen wir tun?“, fragte ich etwas ratlos.

Nelson antwortete: „Ihr sollt verhindern, dass sich Ailton durch Geld und andere Mittel in dieser Saison den Weltmeistertitel holt!“ „Nur seine bösen Tricks – oder auch, dass er den Titel überhaupt gewinnt?“, fragte Finn. „Wenn er den Titel nur durch seine sportliche Leistung gewinnt, dann verdient er ihn natürlich! Aber ich glaube kaum, dass er dazu

nur faire Mittel einsetzt“, sagte Dono. Mir fiel die Kinnlade herunter. „Wir sollen einen verwöhnten Milliardärssohn von einem besseren Leben überzeugen???“ „Ja...“, seufzte Dono. „...ich hab’ ja immer gesagt, dass Eure Mission nicht einfach ist. Im Gegenteil! Aber ich begleite Euch, und einmal darf ich Euch ja auch bei dieser Aufgabe mit weißer Magie helfen... ..und vielleicht könnt Ihr auch meine Kenntnisse über Pflanzen und überhaupt die Natur nutzen – das fällt ja nicht unter Magie... ..das stimmt doch, Nelson – oder etwa nicht?“ „Stimmt... ..was Du mit Kräutern oder Süppchen oder anderen Pflanzen und Köcheleien machst, zählt nicht als Zauber!“ „Sao Paulo... ..ein reicher Rennfahrer...“, murmelte Leonie vor sich hin. Sie schien schon darüber nachzugrübeln, wie wir unsere erste Aufgabe lösen könnten – und irgendetwas war ihr wohl dazu eingefallen. Und offenbar spielte ein gewisser ‚Lucio‘ eine Rolle dabei: „Nelson, Dono – könntet Ihr es irgendwie ermöglichen, dass wir in Sao Paulo bei Lucio wohnen... ..oder ihn wenigstens ein paar Mal treffen können!“ „Das dürfte kein Problem sein!“, sagte Nelson. Leonie erklärte Finn und mir, wer Lucio war: Der wichtigste Assistent von Jose Padro, dem Erzbischof von Sao Paulo. „Ihr kennt jemanden, der direkt mit dem Erzbischof zusammen arbeitet?“, staunte Finn. „Ja...“, antwortete Dono. „...das hängt alles mit Fußball zusammen.“

Aber das erzähle ich Euch morgen. Jetzt geht's erst mal ab ins Bett!“

Dono ging mit uns in eines der Zimmer. Aus einem Sofa machte er uns ein breites Bett, drückte uns beide an sich und sagte uns Gute Nacht. Ich war mit der Zeit ziemlich durcheinander geraten: In Rio war es erst abends, bei uns in Deutschland aber tief in der Nacht. Aber etwas anderes machte mich gerade viel nervöser: Ich hatte noch nie neben einem Mädchen in einem Bett geschlafen... Aber kaum lagen wir da, fühlte es sich ganz selbstverständlich an. Das war das Besondere an meiner Freundschaft zu Leonie: Alles war so einfach! Ich hatte nie das Gefühl, etwas falsch zu machen – oder auch nur darüber nachdenken zu müssen. Obwohl mir heute Abend natürlich soviel im Kopf herum ging. Ich war irgendwie froh, hier in Rio mit Leonie zu sein und Dono sowie Nelson kennengelernt zu haben. Aber gleichzeitig war da war auch dieses komische Gefühl im Bauch: Wie sollten wir einen völlig fremden Menschen dazu bringen, sein Leben zu ändern. Und was würde passieren, wenn wir das nicht schafften...?

Am nächsten Morgen weckte uns die Sonne, die durch das Fenster unseres Zimmers schien. Ich fühlte mich wieder richtig gut: Ich war mit Leonie in Rio, der schönsten Stadt der

Welt; gleich würden wir nach unten in die Stadt fahren, wieder mit der lustigen Bahn – und dann an den Strand gehen und im Meer baden... Wir hatten ja noch einen Tag Zeit, bis wir nach Sao Paolo mussten. Der verging viel zu schnell: Es gab so viel zu sehen, allein schon auf dem Weg zur Copacabana... ...ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Die vielen Geschäfte und Cafes, zwischendurch immer wieder bunte Buden, an denen alles Mögliche verkauft wurde – und dann sahen wir auch echte Capoeira-Tänzer: Capoeira ist ein akrobatischer Kampftanz, der von afrikanischen Sklaven stammt. Zwei Männer in weißen T-Shirts und mit weiten, weißen Hosen mit einer Kordel als Gürtel ‚tanzten‘ – aber so ähnlich wie zwei Kung Fu-Kämpfer: Sie sprangen sich an und traten mit hoch in die Luft gestreckten Beinen nacheinander – aber ohne sich wirklich zu berühren. Das sah zwar wie ein Spiel aus... ...aber auch richtig spannend: Wie zwei Raubkatzen schlichen sie umeinander – und dann gingen sie plötzlich wieder auf einander los, aber fast wie in Zeitlupe. Um sie herum standen weitere Männer und sangen eine Melodie, die ich irgendwie langweilig fand. Dazu spielte einer auf einem Instrument: „Das wird ‚Berimbau‘ genannt“, erklärte Leonie. „Das Berimbau wird aus einem besonders elastischen Holz gefertigt, das Biriba heißt und nur in Brasilien vorkommt. Es besteht aus einem Bogen, einem Holzstab, einer Metallsaite

und einem Hohlkörper, aus dem die Töne kommen.“
„Und was hält der Musiker da noch in der Hand?“, wollte ich wissen. „Eine Rassel, ein Schlaghölzchen und eine Münze“, antwortete Leonie. „Damit werden diese seltsamen Laute erzeugt!“

Die Musik gefiel mir zwar nicht – aber diese Art von Kampf- und Tanzkunst schon. ‚Das würde ich gerne lernen – und dann würde ich Timm...‘ Ich dachte diesen Gedanken nicht zu Ende. Denn wenn es uns nicht gelang, unsere Aufgaben zu meistern, würde ich bald gar nichts mehr... ...und Timm und alle anderen Menschen auf der Welt auch nicht. Ich war noch immer ziemlich schweigsam, als wir uns schließlich wieder auf dem Weg zu Nelsons Haus machten.

Die Stimmung beim Abendessen war bei allen gedrückt, keiner sagte viel. Jeder schien seinen Gedanken nachzuhängen.

.
Am nächsten Morgen ging alles sehr schnell: Nach dem Frühstück saß ich mit Leonie, Dono und Finn in einem Flugzeug Richtung Sao Paulo. Auf den Monitoren liefen die Nachrichten des Tages:

„Massenhysterie greift weiter um sich!“, meldete der Sprecher. „Immer mehr Menschen scheinen einer seltsamen

Einbildung zu erliegen: Sie behaupten, dass runde Dinge sich in eckige verwandeln! Die Behörden sind ratlos. Nach einem unerklärlichen Bahnunglück in Frankreich in der Nähe von Paris aber behaupten Augenzeugen, dass sich die Räder des Zuges verformt hätten. Alles nur Hirngespinnste oder doch wahr? Wir berichten weiter!“

Der Flug nach Sao Paulo dauerte nur eine Stunde. Dono erzählte uns etwas über seine Freunde in der ganzen Welt: „Ich hab in vielen Ländern der Welt gute Freunde: Wir waren sogar mal in einer Fußballmannschaft. ‚Die magischen Elf‘ haben wir uns genannt. Einmal im Jahr trafen wir uns in Rio, um gegen andere Mannschaften zu spielen. Meistens am Strand. Alle in der magischen Elf waren entweder Zauberer und Magier wie Nelson und ich. Oder sie bekleideten Kirchenämter. Aber jetzt sind viele schon zu alt, um jedes Jahr zu kommen – oder ihre Kirchen haben was dagegen.“ „Wogegen... ..dass ihr zusammen Fußball spielt?“, fragte ich verwundert. „Nein,“ antwortete Dono. „Schlimmer noch: Dagegen, dass wir befreundet sind! Ihr wisst doch, wie oft sich die verschiedenen Religionen bekämpft haben und es immer noch tun. Und Macumba oder Voodoo ist für viele sowieso nur fauler Aberglaube“. Dono wurde nachdenklich, als er weiter sprach: „Das war ja gerade das Schöne an unseren ‚Magischen Elf‘ – jeder hat den anderen so

gemocht, wie er war. Und jeder hat den Glauben und die Religion des anderen toleriert“. Dono erzählte uns von Lucio, den wir in Sao Paulo treffen würden.

Lucio war Italiener und hatte früher im Vatikan gearbeitet – dem kleinsten Staat der Welt. Lucios Chef war der Papst: Der Stellvertreter Gottes auf Erden, wie die Katholiken ihn nennen. Der wusste zwar, dass Lucio einmal im Jahr bei einem Turnier in Brasilien mitkickte. Dass Lucios Mannschaftskameraden Magier, Hexenmeister, Zauberer und Priester anderer Religionen waren, das wusste der Papst aber nicht. Das hätte ihm wahrscheinlich nicht gefallen: Denn als Paolo einmal erwähnt hatte, dass er mit einem „Imam“ befreundet sei – also mit einer Art moslemischem Priester – hatte der Papst die Augenbraue hochgezogen. Und das war meistens ein Zeichen dafür, dass ihm etwas nicht angenehm war. Obwohl er immer sagte, dass er andere Religionen respektierte. Und irgendwann war Lucio dann versetzt worden. Nach Sao Paulo – ohne Angabe von Gründen.

Während Dono uns von Lucio erzählte, klang seine Stimme immer trauriger. Er merkte das wohl selbst, denn auf einmal lächelte er und sagte in fröhlicherem Ton: „Na was soll's! Ein Gutes hat die Sache ja Lucio lebt jetzt viel näher bei mir!“

Leonie hatte irgendwie ein gutes Gespür: Sie hatte mir damals bei unserem ersten Treffen auf dem Fußballplatz aus meiner Wut und Traurigkeit geholfen. Und jetzt merkte sie, dass es Dono nicht so gut ging, als er von seinen Freunden von früher erzählte. Sie tätschelte Dono die Wange und lächelte ihn an: „Eben! Und außerdem treffen wir ihn ja gleich!“ „Ich bin schon sehr neugierig auf Lucio!“, sagte ich.

Während des Fluges saß ich am Fenster. Leonie, die zwischen mir und Dono saß, beugte sich über mich und zeigte nach draußen: „Lucas, schau mal... ...wir sind direkt über Sao Paulo!“

So etwas hatte ich noch nie gesehen: Häuser ohne Ende! Ich wusste ja, dass Sao Paulo eine der größten Städte der Welt ist. Aber darüber lesen und es selber sehen – das ist ein gewaltiger Unterschied!

„11 Millionen Menschen leben hier... ...im am dichtesten besiedelten Industriezentrum Südamerikas“, murmelte ich vor mich hin. „Wie gut, dass wir unser lebendes Lexikon dabei haben!“, lachte Leonie. Ich wurde rot im Gesicht. Warum musste ich immer gleich alles erzählen, was ich gelesen hatte. Deshalb nannten mich auf der Schule ja auch alle „Streber“. Aber ich wollte gar nicht damit angeben, das kam einfach so aus mir heraus. Dono merkte wohl, was ich gerade dachte und sagte: „Es ist immer gut, ein bisschen

vorbereitet zu sein... ...gerade hier, in Sao Paulo: Die Stadt ändert sich dauernd, über Nacht! Tausende Menschen ziehen jeden Tag hierher, weil sie denken, hier Arbeit zu finden. Es gibt Strassen, die auf keinem Stadtplan zu finden sind, weil sie gerade erst entstanden sind. Und gefährlich ist es hier auch – leider: Da werden Menschen auf offener Strasse in ihren eigenen Autos entführt. Und überhaupt der Verkehr: Der ist so schlimm, ich würde mich hier nicht ans Steuer setzen.“ „Wunderbar!“, rief Finn. „Dann freu ich mich ja richtig, hier zu sein!“ Dono runzelte kurz die Stirn – dann lachte er: „Keine Angst, Finn. Für Dich mach ich gerne eine Ausnahme und chauffiere Dich einmal quer durch die Stadt und zurück!“

Viertes Kapitel

„Meine Damen und Herren, wir landen in wenigen Minuten auf dem Flughafen Congonhas in Sao Paulo“, ertönte eine weibliche Stimme in den Bordlautsprechern. Wir waren also fast schon da.

„Für so eine große Stadt ist der Flughafen aber ziemlich klein!“, fand ich. „Na, dann musst Du unbedingt mal den anderen sehen: Der heißt Guarulhos und ist der größte Flughafen Südamerikas!“, sagte Leonie. „Dieser ist nur der Nationale, für die Flüge innerhalb Brasiliens. Und dann gibt es noch Campo de Marte und 200 weitere Landeplätze in der Stadt!“ „Dann hätten wir ja auch gleich mitten in der Stadt landen können“, versuchte ich zu kontern. Das mit den 200 Landeplätzen hatte ich nämlich nicht ganz verstanden: Wo sollten die sein, in diesem Häusermeer? Ich mochte es überhaupt nicht, wenn Leonie mich auf den Arm nahm; aber das machte sie ja ganz gerne. Manchmal schien es Leonie richtig Spaß zu machen, mich auflaufen zu lassen. Vielleicht war das so eine Art Revanche dafür, dass ich mein Wissen immer gleich herausprudelte. Leonies Antwort kam dann

auch ein wenig spöttisch: „Nein! Denn die Landeplätze sind für Hubschrauber. Wegen des vielen Verkehrs lassen sich die Leute, die sich das leisten können, mit Helikoptern fliegen - anstatt sich im Auto chauffieren zu lassen. Der Erzbischof hat doch bestimmt auch einen Hubschrauber, oder?“ Leonies Frage galt Dono. „Ich denke schon!“, antwortete der. „Aber wir werden mit dem Wagen abgeholt.“ Und mit was für einem: Mit einem großen Mercedes – und einem Fahrer in Uniform!

Wie in Rio ging es auch hier vorbei an Wellblechhütten. Aber schon bald wurden die Hochhäuser mehr und mehr. „Ist das jetzt das Zentrum von Sao Paulo?“, fragte ich. „Nicht direkt,“ antwortete Dono. „Es gibt schon ein altes Zentrum; aber auch viele andere, neue.“ ‚Oje‘, dachte ich: Jetzt redet Dono auch schon in Rätseln! Ich hatte ganz vergessen, dass Dono ja Gedanken lesen konnte. Und so erklärte er prompt, was er gemeint hatte: „Sao Paulo wächst sehr schnell – und alle paar Jahre gibt es ein neues Viertel, wo dann die Reichen hinziehen. Die Preise steigen, die Immobilienhändler verdienen. Und dann kommt wieder ein neuer Stadtteil dran. Darum gibt es auch wenig U-Bahnen, denn die neuen Wohngebiete entstehen genauso schnell, wie sie auch wieder verlassen werden. Da kommt gar keiner mit.“

„Das ist die ‚Paulista‘!“ Leonie deutete auf die achtspurige Strasse, auf der wir gerade fuhren. „Das ist eine der Hauptstrassen in der Stadt. Hier befinden sich viele Museen und die Büros der wichtigsten Firmen“.

Die Firmen mochtén zwar wichtig sein – und die Museen vielleicht interessant. Aber schön war diese Strasse nicht... Als wir rechts abbogen, wurden die Wolkenkratzer allmählich weniger. Schließlich sah ich nur noch kleinere Wohnhäuser; viele waren von dicken Mauern oder Stacheldraht umsäumt. „‚Jardins‘ heißt dieses Gebiet“, erklärte Dono. „‚Gärten‘ also“. Von diesen Gärten sah ich zwar nichts; aber mich wunderte schon nichts mehr in dieser Stadt.

Schließlich hielten wir vor einem Stahltor, das sich gerade öffnete. „Hier ist die Gästewohnung des Erzbischofs. Lucio konnte sie uns überlassen, weil gerade kein Besuch da ist!“, sagte Dono. Hinter dem Tor sah ich nun doch einen Garten. Er sah aus wie das Innere eines tropischen Gewächshauses in Deutschland: Mit Palmen, Kakteen und anderen Gewächsen, die ich noch nie gesehen hatte. Ein dunkelhäutiger Mann sprengte den Rasen – und zwei Jungen, die nicht viel älter als Leonie sein konnten, nahmen uns in Empfang. Ich glaube, uns allen war es unangenehm, dass diese schwächtigen Jungen unsere Koffer und Taschen aus dem Auto luden. Als ich selbst nach meinem Rucksack

greifen wollte, sagte Leonie nur sehr leise „Luuucaaas...
...das ist schon in Ordnung! Das ist ihre Arbeit!“

Na, dann sollten sie ihre Arbeit eben machen... ...mir hatte halt noch nie jemand meine Tasche getragen. Außer meiner Mutter, und da hatte ich mir den Arm geprellt. Aber das war ja etwas anderes. Und meine Mutter ist ja auch nicht kleiner und schwächer als ich – aber diese Jungs schon, fand ich jedenfalls.

Wir bekamen Zimmer im ersten Stock, mit Blick in die Palmen. Wenn nicht die vielen Kreuze gewesen wären, (in jedem Raum mindestens eins!) hätte ich nicht gedacht, dass wir in einem Gästehaus des Bischofs waren. Sondern eher in einem Schloss: Überall Marmorboden, Silberleuchter und alte Möbel. So was Ähnliches hatte ich nur mal bei einer Schlossführung in Neuschwanstein gesehen. Ich wagte gar nicht, etwas an zufassen: Alles war so sauber hier... ...und so blank geputzt!

Leonie sah mich grinsend an: “Hast Du etwa gedacht, wir ziehen in eine Klosterzelle?” Für Leonie schien dieser Prunk gar nichts Besonderes zu sein. Sie schnappte sich eine Frucht mit gold-gelbem Fleisch: „Guaven, die schmecken köstlich!“ Die Guaven lagen in einer riesigen Silberschale auf einem ebenfalls riesigen Glastischnatürlich in einem

ebenfalls riesigen Wohnzimmer. In der Schale waren auch Ananas, Bananen... ...und einige andere Früchte, die ich nicht kannte.

„Gefällt es Dir hier nicht?“, fragte Leonie. Und wieder einmal wusste sie anscheinend, wie es in mir aussah. „Doch, natürlich...“ antwortete ich, „...aber irgendwie... ...weißt Du, Leonie: Bei Dir zu Hause ist auch alles sehr groß – und ihr habt auch Personal. Aber das mit den Jungs in meinem Alter, die unsere Koffer schleppen mussten – das beschäftigt mich schon. Und dann diese vielen wertvollen Vasen und Schalen... ...hoffentlich stoße ich da nicht aus Versehen dran oder lass was fallen – das würde bestimmt ein Vermögen kosten! Und außerdem ist es so wahnsinnig sauber hier... ...richtig steril, wie in einem Operationssaal!“ „Findest Du... ...in meinem Zuhause ist es ja auch nicht gerade unordentlich und schmutzig – oder doch?“ „Nein, so hab’ ich das nicht gemeint...“ Sie ließ mich gar nicht ausreden: „Ich weiß genau, was du meinst! Du hältst mich für ein verwöhntes, verzogenes Kind reicher Eltern... ...und für so versnobt, dass ich das hier alles normal finde! Aber Du irrst Dich gewaltig, mein Lieber... ...und was die Kofferträger betrifft: Was meinst Du, wie viele Jungs neidisch auf die beiden sind, dass sie für den Erzbischof arbeiten dürfen und auch noch Geld dafür bekommen?“ So wütend hatte ich Leonie noch nicht erlebt.

Wahrscheinlich hatte sie sogar Recht; aber zugeben wollte ich das auch wieder nicht. Zum Glück kam Dono in diesem Moment herein, mit einem ganz in schwarz gekleideten Mann an seiner Seite: „Lucas, Finn – das ist mein Freund Lucio! Du kennst ihn ja schon, Leonie...“ Wieder mal war ich ganz schön überrascht: Die katholischen Priester, die ich so kannte, waren eher dickere, ältere Herren mit Glatze. Lucio dagegen sah fast aus wie ein Filmschauspieler: Groß, schlank und mit blauen Augen. Leonie strahlte ihn an. Das ärgerte mich – und dass ich mich ärgerte, gefiel mir noch weniger. Prompt sagte Dono kichernd: „Ja, ja... ...die Frauen würden Dir zu Füßen liegen, Lucio... ...aber Du darfst ja nicht mal flirten!“ Lucio grinste, ohne etwas zu erwidern. „Ich hab’ das nie verstanden, warum katholische Priester sich nicht verlieben und heiraten dürfen“, brummte Finn. Damit war das Thema dann auch abgehakt. „Freut mich sehr, Euch kennen zu lernen, Lucas und Finn“, sagte Lucio. „Dono hat mir schon erzählt, dass Ihr meine Hilfe braucht. Der Erzbischof ist Gott sei Dank auf Reisen, dem hätte ich das alles schlecht erklären können... ...ich verstehe es ja selbst nicht wirklich.“ Bei ‚Gott sei Dank‘ schmunzelte er und blickte nach oben.

„Meinst Du denn, Du kannst uns wirklich mit Ailton di Burti zusammen bringen?“, fragte Leonie. Sie hatte Dono, Finn und mir zuvor erklärt, was sie sich davon versprach – aber

einen richtigen Plan, was wir dann mit di Burti anfangen würden – den mussten wir erst noch aushecken. „Das dürfte wie gesagt nicht so schwer sein“, antwortete Lucio auf Leonies Frage. „Ich habe die Messe bei der Hochzeit seiner Schwester Naomi zelebriert – seit dem kenne ich die di Burtis recht gut. Nur der Erzbischof ist noch besser mit ihnen bekannt, denn der alte di Burti war sehr streng katholisch und hat viel für die Kirche getan. Naomi macht das auch weiterhin, aber ich glaube...“ Nachdenklich sprach Lucio weiter: „Naomi und besonders Ailton geht es nur darum, mit dem Erzbischof befreundet zu sein – das macht sich einfach gut. Aber das ist auch unser Glück: Denn der Erzbischof war von di Burti zu dem Rennen morgen eingeladen...“ „...aber weil er verreist ist, kann er nicht hingehen – und Du hast seine Einladung, richtig?“, vollendete Leonie seinen Satz. „Stimmt... ...und zwar ganz legal: Ich habe vorhin mit dem Erzbischof telefoniert. Wir werden also den Saisonauftakt zur Formela X morgen auf der Ehrentribüne erleben und später Ailton persönlich treffen. Denn der hat schon alles für seine Siegesfeier arrangieren lassen... ...er geht also fest davon aus, dass er gewinnen wird. Jedenfalls sind wir auch zu der Feier eingeladen. Auf der Terrasse des Edificio Italia wird sie sein, einem der höchsten Gebäude der Stadt – mit dem schönsten Blick über Sao Paulo.“ „Ein Abendessen da oben – das kann sich ein Macumba-Priester sonst nicht leisten...“,

grinste Dono. „Na, dann schlag Dir morgen ordentlich Dein Bäuchlein voll!“ Lucio lachte. Dann wurde er wieder ernst: „Aber bitte verplappere Dich nicht – sag’ bloß niemandem, wer und was Du wirklich bist! Wenn der Erzbischof erfahren würde, dass ich mit einem Macumba Priester zu einer Feier gehe... ..nicht auszudenken, wie sehr er dann toben würde!“

„Er ist eben so intolerant wie leider viele katholische Würdenträger“, sagte Dono traurig: „Dreiviertel der Einwohner von Sao Paulo sind zwar Katholiken – aber viele davon waren bestimmt auch schon mal bei einem Macumba-Zauberer, und das weiß der Erzbischof ganz genau!“
 „Stimmt...“, antwortete Lucio. „Aber nur insgeheim... ..offiziell will mein Chef das gar nicht wissen. Denn dann muss er auch nichts dagegen unternehmen – weil die katholische Kirche genau das von ihm verlangen würde. Also: Als was soll ich Dich morgen vorstellen?“ „Sag’ einfach, Du bist der Onkel von Leonie, immerhin die Tochter eines Diplomaten. Das wird Di Burti bestimmt beeindrucken“, schlug ich vor. „Gute Idee... Und Leonie wird sowieso der Star des Abends... ..und Du natürlich auch“. Ich weiß, Lucio hatte mich nur schnell nachgeschoben, damit ich nicht enttäuscht bin. Manchmal sind Erwachsene sehr leicht zu durchschauen – erst recht, wenn sie versuchen, besonders nett zu sein. Außerdem war

ich gar nicht gekränkt. Unnötige Aktion – aber war ja gut von Lucio gemeint.

Es wurde noch viel diskutiert an diesem Abend. Nur einer schwieg hartnäckig: Finn. Er war beleidigt, dass er sich nicht um das Abendessen kümmern durfte. Denn hier, beim Erzbischof, gab es sogar zwei Köche! Und die waren gar nicht mal schlecht... ...das musste sogar Finn zugeben: Allein für die Nachspeise hatten sie einen Preis verdient... „...Papaya-Creme mit Mangoeis!“ stellte Finn anerkennend fest. Das musste meiner Mutter auch mal machen – falls wir jemals wieder nach Hause kommen würden... Da war es wieder, dieses komische Gefühl im Magen: Wie in Rio. Das war zwar die tollste Reise, die ich je gemacht hatte; aber immer, wenn es am schönsten war, kamen wieder die gleichen Gedanken in mir hoch: Wir mussten die Welt vor einem schrecklichen Fluch retten, und hatten keine Ahnung, wie wir das schaffen sollten.

Bald ließen wir Dono und Lucio allein, denn die hatten sich viel zu erzählen. Leonie schien genauso müde zu sein wie ich, und als wir zu unseren Zimmern gingen – wir hatten jeder ein eigenes – umarmte mich Leonie plötzlich und gab mir einen Kuss auf die Wange: „Wir schaffen das!“ Ich wurde verlegen: Leonie hatte mich geküsst. Na ja, zwar nicht auf den Mund – aber immerhin... Hätte ich noch etwas sagen

sollen? Jetzt war es zu spät: Sie war schon in ihrem Zimmer verschwunden.

Der Tag des ersten Formela X-Rennens der Saison war angebrochen. Wir fuhren in einen Vorort von Sao Paulo, nach Interlagos: Hier lag das „Autodromo Jose Carlos Pace“ , die weltberühmte Rennstrecke von Sao Paulo. Die war nach einem 1977 verunglückten brasilianischen Autorennfahrer benannt. Die Strecke hatte viele Kurven und war sehr uneben, wie ich mal gelesen hatte. Eigentlich komisch, dass Autorennen der einzige Sport war, der mich interessierte. Vielleicht lag es daran, dass Rennfahrer eher klein und schwächling waren – so wie ich... Große Muskelprotze wie mein Erzfeind Tim waren hier weniger gefragt, die würden gar nicht in die engen Autos passen. Obwohl die Fahrer schon alle sehr durchtrainiert sein müssen, denn so ein Rennen kostet unglaublich viel Kraft und Kondition.

Nach endlosen Autostaus kamen wir endlich an. Weil wir die Einladung des Erzbischofs hatten, durften wir wenigstens fast bis zur Tribüne fahren.

Gerade wurde die Startaufstellung bekannt gegeben:

Ailton di Burti war nicht an erster Stelle, also nicht an der Pole Position. Auf der stand ein junger Fahrer namens Washington do Valle Mattos. Und das, obwohl das erste sein erstes Formela X-Rennen überhaupt war... Ich hatte noch

nicht besonders viel von ihm gehört. Lucio wusste besser über ihn Bescheid: „Der ist ein Riesentalent und in dieser Saison wahrscheinlich der größte Konkurrent von di Burti. Aber sein Rennstall hat nicht viel Geld, und wenn er heute nicht gut abschneidet, kann es schon bald wieder für ihn vorbei sein.“ Unter Ohren betäubendem Lärm startete das Rennen. Schon bald war di Burti Zweiter. Er fuhr wie immer: Volles Risiko. Nur do Valle Mattos griff er nicht wirklich an. Es schien, als wartete er, dass dieser einen Fehler machte. Der tat ihm den Gefallen aber nicht und blieb an der Spitze. Nach der vierten Runde schien di Burti keine Geduld mehr zu haben. In einer besonders schwierigen Kurve drängte er den Gegner einfach ab. Hätte Mattos nicht gebremst, hätten sich beide Wagen ineinander verhakt. So rücksichtslos hatte ich noch niemanden fahren sehen. Aber es kam noch schlimmer: Wieder fuhr di Burti ganz dicht auf Mattos auf und schob sich aus dem Windschatten heraus ganz dicht neben ihn. Durch einen harten Lenkeinschlag, dem di Burti aber gleich wieder entgegen steuerte, touchierte er Mattos Wagen. Zwar nur ganz leicht – aber trotzdem flog Mattos Rennbolide aus der Spur, überschlug sich mehrmals und raste schließlich in den Reifenstapel neben der Strecke. Dann flogen nur noch Teile umher. Di Burti selbst konnte weiterfahren, sein Wagen schien nicht beschädigt worden zu sein. Von den Zuschauertribünen ertönten entsetzte Schreie. Wild

schwenkten die Streckenposten Flaggen, um zu signalisieren: ‚Überholen verboten! Safety-Car-Phase!‘ Gleichzeitig versuchten Rettungskräfte blitzschnell, Mattos aus dem Wagen zu befreien. Schließlich sahen wir, wie Mattos auf einer Bahre weggebracht wurde. Kurz danach startete ein Hubschrauber...

Di Burti gewann das Rennen. Auf den Fernseh-Monitoren der Tribüne sahen wir jetzt Interviews zum Rennen. Auch di Burti sagte, wie leid ihm der schreckliche Unfall seines Kollegen täte; aber er hätte ihn nur leicht touchiert – und das natürlich ohne jede Absicht. Er könne auch nicht verstehen, warum die Radaufhängung bei Mattos Rennwagen so leicht gebrochen sei. Denn das schien die Hauptursache dafür gewesen zu sein, warum Mattos letztlich die Kontrolle über den Wagen verloren hatte – das gab jedenfalls die Rennleitung bekannt. Das konnte doch nicht wahr sein! „Wieso bekommt di Burti denn keine Strafe dafür, dass er den Unfall verursacht hat?“, fragte ich. „Die sind alle bestochen, di Burti kann sich alles kaufen – sogar die Rennleitung!“ antwortete Lucio „Und mindestens einer der Mechaniker von Mattos Team ist auch von ihm gekauft... ..eine Radaufhängung bricht schließlich nicht einfach mal so. Die Berührung durch di Burtis Wagen war tatsächlich nicht so schlimm. Aber die vielen brutalen

Manöver zuvor hatten dem Material bestimmt auch schon schwer zugesetzt...“

Leonie war so wütend wie wir alle: „Und zu diesem Mistkerl müssen wir gehen – und auch noch freundlich zu ihm sein...“

„Nicht nur das“, seufzte Dono, „Ihr müsst ihn auch freundlich dazu bringen, dass er einsieht, was er für ein Mistkerl ist und sich ändert.“

Das konnte nicht gut gehen... ...obwohl Leonie und ich uns schon ausgedacht hatten, wie wir das anstellen konnten. Aber ob das wirklich funktionieren würde...?

Zur Siegesfeier im Edificio Italia gelangten wir mit einem Aufzug. Oben angekommen, lag uns die ganze Stadt zu Füßen: Was für ein Lichtermeer...

Wir betraten das Restaurant. Die Tische waren festlich gedeckt, mit weißen Tischdecken, weißen Servietten, vielen Gläsern und noch mehr Besteck.

„Hier ist alles vertreten, was Rang und Namen hat“, klärte uns Lucio auf. „Und alle kriechen sie vor Ailton di Burti zu Kreuze“, fügte Dono verbittert hinzu. Da stand er also, natürlich im Mittelpunkt des Geschehens: Di Burti, der Sieger des Formel X Rennens. Ganz in weiß gekleidet, zwei schöne Frauen an seiner Seite. „Die eine ist di Burtis Freundin – für

heute abend“, erklärte uns Lucio. Die andere ist Kitty Bolder, seine Managerin.“ Ich wunderte mich wieder über Lucio: Er sprach wie ein normaler Mensch, nicht wie der Sekretär eines Erzbischofs. Aber deswegen mochte ich ihn auch immer mehr.

Die Managerin versuchte gerade beschwichtigend auf ein paar Leute einzureden. „Das sind ausländische Journalisten,“ wusste Lucio. Die steckt di Burti mit seinem Geld nicht so einfach in die Tasche.“ Nun wurden wir vorgestellt. Ailton war sehr nett zu uns, aber ich merkte sofort, wirklich interessiert war er an der Begegnung nicht. Warum sollte er auch. Zwei Kinder und ein alter Mann – warum sollten die einen di Burti interessieren. Die Managerin Kitty Bolder hatte uns zuerst fast ganz ignoriert – sie nickte uns nur kurz zu, ohne etwas zu sagen, und ließ uns dann wieder links liegen. Schließlich hatte sie schon genug damit zu tun, die unangenehmen Fragen der Journalisten nach dem Unfallhergang abzuwimmeln. Außerdem flüsterte ihr jetzt auch noch Lucio etwas ins Ohr... ...Leonie und ich hatten ihn darum gebeten: Was Lucio der Managerin da sagte, hatten wir uns vorher genau überlegt. Es gehörte zu unserem Plan. Der erste Teil davon funktionierte schon mal, wenn ich das richtig sah: Denn Kitty Bolders Miene hellte sich immer mehr auf. Sie schien über das nachzudenken, was Lucio ihr da zuflüsterte.

Und das gefiel ihr offensichtlich: Denn plötzlich wandte sie sich zu uns um und lächelte uns an. Es war ein unaufrichtiges Lächeln – so falsch wie ihre Zähne. Dann sagte sie: „Herr di Burti möchte morgen gerne seinen verunglückten Kollegen im Krankenhaus besuchen.... „Was möchte ich...?“ fragte Di Burti überrascht. Seine Managerin warf ihm einen bösen Blick zu. „Äh ja, natürlich – ich will Mattos morgen unbedingt im Krankenhaus besuchen!“ „Wollen Sie Herrn Di Burti nicht begleiten? Ich habe gehört, dass es Herrn Mattos schon besser geht... ...und wenn er Besuch von seinem Kollegen und dann auch noch von jemanden aus dem Kreis des Erzbischofs und der Tochter eines angesehenen Diplomaten aus Europa bekommt – das würde ihn vielleicht aufbauen!“ „Schöne Idee“, ließ sich di Burti vernehmen. Beide – er und seine Managerin – sprachen so laut, dass es auch alle Journalisten mitbekommen mussten.

Mit einem „Wir sehen uns dann nachher gleich noch, um den Besuch zu besprechen!“ verschwanden die beiden schließlich in Richtung ihrer Tische. Lucio grinste uns an und zog uns auf die offene Veranda. „Die haben kalte Füße bekommen: Denn die Presse hat sich die Burti wohl noch nicht kaufen können – aber eine schlechte Berichterstattung würde seinem Ansehen sehr schaden. Und das wäre ja das Schlimmste für ihn und sein Ego! Deshalb habe ich vorhin ein

bisschen bei Kittys Sinneswandel nachgeholfen, in dem ich ihr zuflüsterte, was für schöne Fotos das gäbe: Di Burti besucht mit dem Stellvertreter des Erzbischofs und zwei netten Kindern mit ihrem ‚Onkel Dono‘ den armen verletzten Mattos im Krankenhaus. Sie sah wohl schon das Titelbild vor sich, das die Zeitungen bringen würden...

Am nächsten Morgen wartete dann tatsächlich ein ewig langes Auto auf uns. Auf dem Nummernschild stand: ‚Di Burti 1‘. Der Chauffeur hielt uns die Wagentüren auf, damit wir alle zu di Burti und seiner Managerin einsteigen konnten. Die saßen bereits auf den Rückbänken. Diese Limousine hatte sogar zwei gegenüberliegende Rückbänke! Während wir es uns bequem machten, fachsimpelte Finn draußen mit dem Chauffeur – schließlich fuhr Finn Leonie und ihre Familie ja auch manchmal. Finn und der Chauffeur prosteten sich noch einmal kurz mit ihren kleinen Mineralwasserflaschen zu, die Finn wegen der Hitze gekauft hatte – eine davon hatte er gleich seinem ‚Kollegen‘ spendiert. Der verabschiedete sich mit einem Lächeln und einer Art Fliegergruß, in dem er die Hand wie ein Offizier in Richtung Schläfe streckte. Damit wollte er Finn wohl aufmuntern: Der hatte ihm nämlich gerade sein Leid geklagt - dass er ja auch so gerne mitfahren würde... ...aber Kitty Bolder und di Burti wollten ihn leider

nicht dabei haben. Tatsächlich hatten die beiden kein Interesse daran, einen Koch genau zu dem Krankenhausbesuch mit zu nehmen, der in Wirklichkeit nur ein Schaulaufen für die Presse war... Di Burti und Kitty Bolder konnten ja nicht ahnen, was gleich passieren würde: Der Chauffeur würde in wenigen Augenblicken ohnmächtig werden – und Finn dann gleich seinen Platz einnehmen. Das gehörte jedenfalls auch zu unserem Plan. Und es funktionierte tatsächlich: In das Mineralwasser, das Finn dem Chauffeur gegeben hatte, hatte Dono zuvor einen Pflanzenzweig getunkt. Dessen Blüten wirkten nur für ein paar Minuten betäubend – ohne weitere schlimme Folgen. Aber es sah schon sehr dramatisch aus, wie der Chauffeur da plötzlich am Steuer zusammen sackte... „Um Himmels willen, was ist denn mit dem los?“, fragte Kitty Bolder entsetzt. „Wir müssen in einer halben Stunde im Krankenhaus sein, ich habe die ganze Presse Rios und internationale Fotoagenturen dorthin bestellt!“ Um den Chauffeur selbst schien sie sich die wenigsten Sorgen zu machen... „Wenn ich einen Vorschlag machen darf, Madame: Ich fahre meine Herrschaften in Europa auch öfter als Chauffeur....“ „Das stimmt!“, bekräftigten Leonie und ich fast gleichzeitig. Di Burti und seine Managerin sahen sich einen Moment ratlos an. „Ich könnte doch selbst...“, warf di Burti ein. „Nein – wie sähe das denn aus... ..es werden sicher

viele Fotografen vor dem Krankenhaus sein!“, zischte Kitty Bolder. „Das ist wahr!“, pflichtete Lucio ihr bei. „Sie als unser Chauffeur... ...das wäre wirklich nicht sehr standesgemäß...“ Wir hatten erreicht, was wir wollten: Finn fuhr die Limousine. Den Chauffeur, der inzwischen allmählich wieder zu sich kam, packten wir neben ihn auf den Vordersitz – praktischerweise waren wir ja gerade auf dem Weg in ein Krankenhaus, wo man ihn gleich untersuchen konnte. Nur würde keiner der Ärzte die Ursache für diese kurze Ohnmacht finden... „Wissen Sie denn überhaupt, wohin Sie fahren müssen, Herr.... ...Finn?“, fragte Kitty Bolder besorgt. „Keine Panik: Ich stelle das Navigationsgerät an, das zeigt uns den schnellsten Weg!“ „Und zwar genau den Weg, den Leonie und Lucas für Euch bestimmt haben“, dachte Finn.

Während der Fahrt bemühte sich Ailton di Burti, freundlich zu uns zu sein. Er erkundigte sich nach allem Möglichen – auch danach, woher Dono eigentlich Lucio kannte. Nur über den Unfall am Tag zuvor sprach er nicht.

Das Krankenhaus lag weit entfernt von der Bischofs-Residenz; und wir mussten einige recht triste Gegenden durchqueren. Aber genau das war auch unsere Absicht... Ailton wurde plötzlich sehr unruhig. Er zeigte aus dem Fenster: „Das ist Héliopolis... ...hier bin ich geboren und

aufgewachsen,“ sagte er – diesmal ohne das übliche künstliche Grinsen. „Hier war ich nie wieder, nachdem Emanuel mich aus diesem Slum geholt hatte. Immer noch das gleiche Trauerspiel...“ „Héliopolis gehört zu den ärmsten Gegenden von Sao Paulo“, meldete sich Managerin Kitty. Sie klang wie eine Reiseleiterin. Aber ausgestiegen war sie hier bestimmt noch nie... „Finn, fahren Sie doch bitte mal rechts in die kleine Strasse rein... ...da habe ich gewohnt“, bat Ailton mit leiser Stimme. „Ich weiß nicht, ob das wirklich sein muss, Ailton!“, warf Kitty Bolder ein. Wir sind schon recht spät dran... ...und dann: Mit diesem Auto – und dann noch als Ailton di Burti... ...in dieser Favella?!“

„Ich will es aber so!“, sagte di Burti bestimmt. „Bitte, Finn – biegen Sie ab. Hier rein!“

Nun waren wir auf einmal auf einem Lehmweg, der zwischen Häuserruinen, Baracken und Wellblechhütten direkt in die Favella führte. Di Burtis Managerin schaute etwas ängstlich und beleidigt zugleich drein und setzte ihre riesige Sonnenbrille auf.

Wir fuhren ganz nah an einem etwa 12-jährigen Jungen vorbei, der unser Auto anstarrte, als wären wir gerade mit einem Raumschiff gelandet. Finn hielt an. „Warum halten Sie hier?“, kreischte Kitty Bolder. „Sie wollen wohl, dass wir gleich ausgeraubt werden!“ Als Ailton di Burti dann auch noch die Wagentür öffnete und ausstieg, hatte sie endgültig ihre

Fassung verloren. Nur kam ihr jetzt kein Wort mehr über die Lippen – wahrscheinlich vor Angst. Der kleine Junge sah di Burti mit großen Augen an. Dann lächelte er: Er hatte den berühmten Rennfahrer erkannt.

Ailton musterte ihn nachdenklich... ...Donos Zauber, um den wir ihn gebeten hatten, schien zu wirken. Irgendwie kam di Burti dieser kleine Bursche bekannt vor... Inzwischen war eine Horde anderer Jungs herangerauscht – alle ungefähr zwischen acht und sechzehn Jahren. Kurz rissen sie di Burti aus seinen Gedanken. Sie umringten die beiden und wollten den kleinen Jungen ziemlich rabiat zur Seite drängen. Einer schrie ihn an: „Hey Ailton, Du Schwächling... ...verzieh Dich! Du hast hier nichts verloren... ...mit einem di Burti dürfen sich nur echte Kerle unterhalten!“ Natürlich hatten alle den Rennfahrer erkannt. Er war ja auch ihr Idol. Ailton di Burti stellte sich schützend vor den Kleinen. Dabei raunte er ihm zu: „Du heißt auch Ailton, so wie ich?“ „Ja“, sagte der Junge leise. „Und darüber bin ich sehr glücklich – denn vielleicht ist das ein gutes Zeichen: Vielleicht werde ich auch einmal so berühmt und reich wie Sie!“ Ailton di Burti war auf einmal nicht wieder zu erkennen. Zuerst schickte er die anderen Jungs mit lauter Stimme weg. „Geht nach Hause – ich möchte mich mit meinem Freund hier unterhalten!“ Dono schien seinen Gedankenzauber vorsichtshalber auch auf diese kleine Meute ausgedehnt zu haben – denn ohne zu

murren, stapften die kleinen Halbstarke friedlich davon. Die Burti wandte sich wieder dem kleinen Ailton zu und sagte in sanftem Ton: „Weißt Du – ich habe nur sehr viel Glück gehabt. Früher war ich genauso ein armer Junge wie Du. Ich bin sogar hier geboren!“ „Ja – aber Sie haben sich bestimmt nichts von den anderen gefallen lassen...“ sagte der kleine Ailton. „Nur, weil ich keine Eltern mehr habe und Emilio mich nicht mag, können hier alle mit mir machen, was sie wollen.“ „Wer ist Emilio?“, wollte die Burti wissen. „Der ist hier der Boss! Alle machen, was er sagt. Sein Wort ist in Héliopolis Gesetz“, erklärte der Kleine. „Aber eines Tages kaufe ich mir so eine Pistole, wie sie Emilio hat, und dann haben auch alle Angst vor mir! Und dann müssen die anderen für mich arbeiten und am Strand Kokosnüsse verkaufen und mir das Geld abliefern... ..und dann werde ich reich und kaufe mir alles, was ich will“

„Na, wenn Du eine Pistole hast, werden wir aufpassen müssen, dass wir Dich dann nicht noch einmal treffen...“, rief Kitty Bolder schnippisch aus dem Auto. Die Burti warf ihr einen wütenden Blick zu: „Was weißt Du denn schon... ..halt den Mund!“, herrschte er sie an. Dann wandte er sich wieder an Ailton: „Du meinst also, wenn Du eine Waffe hast, wird alles besser?“ „Klar!“, sagte der kleine Ailton. „Oder meinen Sie etwa, es gibt einen anderen Weg, nach oben zu kommen? Warum sollte ich nicht so werden wollen wie Emilio – und

andere Menschen für meinen eigenen Vorteil benutzen?“ Seltsam... ...der Junge hatte ausgesprochen, was Ailton di Burti sich oft gedacht hatte, als er selbst noch hier lebte. Vor allem dieser letzte Satz... ...und wie der kleine Ailton ihn gesagt hatte – das erinnerte ihn daran, was ihm früher selbst durch den Kopf gegangen war. Er wollte eigentlich nie so werden, wie er heute war... ...obwohl er oft von einem besseren Leben geträumt hatte. Aber auf Kosten anderer... ...und dafür kriminell zu werden, wie so viele andere Jungs in seinem Slums – das wollte er damals auf keinen Fall, wenn die Versuchung manchmal auch groß war... ...und heute... Di Burti hatte einen winzigen Moment die Augen geschlossen, als er sich vorstellte, was aus ihm geworden war. Als er sie wieder öffnete, war der kleine Ailton plötzlich verschwunden.

„Gott sei Dank“, seufzte Kitty Bolder erleichtert. „Dieser komische kleine Junge ist weg... ...wohin ist er eigentlich, ich habe ihn gar nicht weggehen sehen? Na egal, jetzt wird es höchste Zeit... ...Ailton, bitte steig ein. Wir müssen jetzt wirklich los!“ Ailton schien sie gar nicht zu hören. Er ging zu einer der Hütten, in die vorhin ein paar von den anderen Jungs verschwunden waren – auch der, der den kleinen Ailton angegriffen hatte. Er klopfte kurz und trat ein. Tatsächlich war der Wortführer von vorhin hier. Di Burti fragte ihn, wo er denn Ailton finden könnte. „Ailton? Wer soll das

sein? Ich kenne keinen Ailton hier in unserer Favella!“, sagte der Junge und sah di Burti erstaunt an. Es klang aufrichtig. Verwirrt verließ di Burti die Hütte und stieg wieder zu uns in das Auto. Bis zum Krankenhaus sprach er kein Wort mehr. Auch nicht, als Kitty Bolder plötzlich wieder loskreischte: „Da.... ...seht Ihr das auch oder bin ich jetzt verrückt geworden?? Der Radfahrer, der da steht... ...die Räder von seinem Rad – die sind ja eckig!“ Zwar wurden wir jäh wieder an den Fluch erinnert – aber ich glaube, wir hatten alle den gleichen Gedanken: ‚Glaub Du nur, dass Du verrückt bist... ...Kitty Bolder, Du große Managerin!‘

Schließlich erreichten wir das ‚Hospital Albert Einstein‘ – laut Lucio eines der besten der Stadt.

Vor dem Eingang warteten schon etliche Journalisten und ein Kamerawagen von ‚Globo-TV‘. „Das ist eine der größten TV-Anstalten des Landes!“, erklärte uns Kitty stolz. Das mit dem Radfahrer schien sie schon wieder verdrängt zu haben. Und weil ihr keiner beigepflichtet hatte, behielt sie für sich, was sie jetzt schon wieder zu sehen glaubte: Die Objektive von den Kameras, die sonst ja rund waren – einen Moment lang kamen sie ihr quadratisch vor... ‚Wahrscheinlich bin ich einfach nur ein wenig überarbeitet!‘ beruhigte sich Kitty Bolder. ‚Wenn ich den heutigen Termin hinter mich gebracht habe, werde ich di Ailton um ein paar Tage Urlaub bitten...

Jetzt ist ja alles genauestens vorbereitet'. „Du darfst auf keinen Fall irgendwie Schuld bewusst sein!“, versuchte sie Ailton einzupfen. „Schließlich weiß jeder, wie gefährlich Autorennen sind – und Unfälle passieren nun mal, ohne dass jemand etwas dafür kann.“ „Ja, Unfälle können passieren... ..aber manche müssten nicht passieren!“, sagte Ailton leise. „Rede nachher vor den Journalisten bloß nicht so dummes Zeug!“ Kittys Stimme überschlug sich fast. Dann nahm sie sich zusammen und säuselte uns zu: „Und Ihr, liebe Kinder – wenn Ihr gefragt werdet, dann könnt ihr ruhig sagen, wie gut Ihr mit Ailton auskommt, und wie nett er zu Euch ist!“ Auch diesmal wartete sie vergeblich auf eine Antwort – aber wir dachten uns natürlich unseren Teil...

Im Krankenzimmer von Washington do Valle Mattos, dem verunglückten Rennfahrer, war es irgendwie unheimlich. In dem dämmrigen Raum piepten Überwachungsgeräte. Washington lag mit Schläuchen und Kabeln in seinem Bett. Es fiel ihm sogar schwer, die Augen zu öffnen – aber die Ärzte erlaubten uns und ein paar Fotografen trotzdem, ihn zu besuchen. Das wäre in Deutschland bestimmt nicht möglich gewesen, aber der Name di Burti öffnete auch hier alle Türen.

Washington sprach sehr leise: „Ailton... ..dass Du mich besuchst... Mach Dir bitte keine Vorwürfe wegen des

Unfalls... ...Du kannst nichts dafür!“ Dann fielen ihm auch schon wieder die Augen zu. Ailton schwieg. Er war kreidebleich im Gesicht. Wir waren alle erschrocken, wie Mattos so da lag. Auch die Fotografen, die bestimmt schon viel Schlimmes gesehen hatten. Plötzlich hörten wir Ailton sagen: „Doch. Ich ganz alleine bin schuld daran, dass Du hier liegst... ...ich habe die Aufhängung von Deinen Rädern ansägen lassen. Ich habe Deinen Tod riskiert – nur, um zu gewinnen. Dann habe ich auch noch die Rennleitung bestochen, dass sie es mit der Untersuchung Deines Wagens nicht so genau nehmen...“ Di Burti brach in Tränen aus. „Ich werde mir das nie verzeihen...“ Die Fotografen waren wie erstarrt. Dann klickten ihre Auslöser im Sekundentakt... ...und schon schossen sie hinaus, um diese Sensation an ihre Redaktionen zu melden. Auch Kitty Bolder verließ das Krankenzimmer, mit hochrotem Kopf. Nun hatte sie ihren Urlaub – länger, als ihr lieb war: „Und Du... ...bist gefeuert!“, schluchzte di Burti. Dann wandte er sich an Mattos: „Ich werde Dir die beste Behandlung bezahlen – und ich schenke Deinem Rennstall meine Boliden, damit wirst Du Weltmeister, wenn Du wieder gesund bist!“ Mattos lächelte trotz seiner Schmerzen. Dann sagte er mit schwacher Stimme: „Den größten Sieg hast heute Du errungen – den über das Böse in Dir! Danke, dass Du die Wahrheit gesagt hast... ...obwohl Du dafür jetzt vielleicht ins Gefängnis

kommst. Aber dann werde ich Dich besuchen... ...und noch etwas, Ailton: Ich verzeihe Dir... ...verzeih Du Dir selbst also bitte auch!“

Fünftes Kapitel

Leonie und ich hatten es also tatsächlich geschafft... Natürlich mit Hilfe von Dono, Lucio und Finn. Aber die Bedingung dafür, dass unsere Aufgabe als erfüllt galt, hatten wir eingehalten: Leonie und ich mussten uns selbst etwas ausdenken, das di Burti wieder auf den rechten Weg brachte – und Dono durfte dabei nur einmal seine magischen Fähigkeiten für uns einsetzen. Und unser Plan war wirklich aufgegangen: Ailton di Burti hatte erkannt, dass er als kleiner Favella-Junge viel mehr Größe hatte als später als reicher Mann. Denn damals hatte er der Versuchung widerstanden, ein zweiter Emilio werden zu wollen. Und jetzt hatte er wieder zu dieser Größe zurück gefunden! Es freute uns natürlich, dass er dafür am Ende doch belohnt wurde: Denn di Burti

musste nicht ins Gefängnis – er bekam nur eine Bewährungsstrafe. Und er musste sehr viel Geld für wohltätige Zwecke zahlen. Aber das machte er von Herzen gerne... ...und er hielt auch Mattos gegenüber seine Versprechen ein.

Zum Feiern war uns aber trotzdem nicht zu Mute – denn noch lagen ja zwei Aufgaben vor uns, und die Zeit rannte uns davon. Das konnten wir im wahrsten Sinne des Wortes an den Uhren ablesen, die inzwischen alle quadratisch oder rechteckig waren und auch blieben – ganz egal, ob sie zuvor rund oder oval waren. Denn mittlerweile begann der Fluch schon bei fast allem zu wirken, was auch nur annähernd rund war. Und die eckigen Formen verwandelten sich immer langsamer zurück. Im Gegenteil: Vieles behielt seine eckige Form sogar ganz – vor allem Bälle. Noch waren es nicht alle, aber sehr viele.

Deshalb wurde es immer schwieriger, Fußball zu spielen. Oder Handball oder Basketball. In den Schulen fielen sogar Sportstunden aus – was ich persönlich ehrlich gesagt gar nicht mal so schlimm gefunden hätte, wenn der Fluch sich nur darauf beschränkt hätte.

Aber dass im Moment auch nicht mehr an eine Fußball-Weltmeisterschaft zu denken war, das fand sogar ich traurig. Genauso wie die Millionen Fans in aller Welt.

Gestern hatte uns Nelson erklärt, dass es eine Menge Leute gibt, die mit Fußball sehr viel Geld verdienen. Oft sogar mehr als die besten Fußballprofis. Zum Beispiel Manager und Funktionäre von Fußballverbänden, die sich gerne als Berühmtheiten im Fernsehen, in den Radios und in den Zeitungen aufspielten. Die würden jetzt auf einen Schlag arbeitslos werden – und natürlich auch die Schiedsrichter und Trainer und viele andere. Na, wenigstens interessierte sich jetzt kein Mensch mehr für die Wichtigtuer unter ihnen. Vor allem hatten die schwarzen Schafe im Profi-Sport fast über Nacht keine Möglichkeit mehr, Millionen auf Kosten der Fans zu scheffeln. Denn um diese Millionen zu bekommen, verkauften diese Raffgeier zum Beispiel Fußballspiele, die früher jeder Fan ganz normal im Fernsehen sehen konnte, an Sender, die man nur empfangen konnte, wenn man dafür viel mehr als die normalen Fernsehgebühren zahlte. Auch in den Vereinen trugen solche Leute dazu bei, dass die Eintrittskarten für Fußballstadien und Fantrikots immer teurer wurden – viele Fans konnten die teuren Preise schon nicht mehr bezahlen. Aber mit diesen Geschäftemachereien war im Moment erst mal Schluss.

Natürlich rauchten bei den Politikern und Wissenschaftlern längst die Köpfe, was wohl die Ursache für diese seltsamen Verwandlungen war – und was man dagegen unternehmen konnte. Aber keiner fand eine Lösung. Wie auch: Es wusste ja niemand außer uns, dass ein mächtiger Fluch schuld an all dem war.

„Zu welchem Sportler sollen wir jetzt fahren?“ Leonie sah Nelson fragend an. Der war uns inzwischen nach Sao Paulo nachgereist, um uns unsere nächste Aufgabe zu stellen. Zuhause in Rio hatte er natürlich täglich seinen Enkel Rolando in der Klinik besucht. Der war nun schon wieder auf dem Wege der Besserung. Aber ein, zwei Wochen musste er wohl noch stationär behandelt werden.

Nelson wartete in einer kleinen Pension auf uns, die etwas versteckt am Stadtrand lag und außer Nelson keine anderen Gäste beherbergte. Der ideale Treffpunkt für eine Geheimbesprechung, bei der man nicht gesehen und gehört werden wollte. Hier sollten wir bis zum nächsten Tag bleiben und alles vorbereiten. Ich war natürlich sehr gespannt, was uns nun erwartete...

„Um Eure nächste Aufgabe zu lösen, müsst Ihr nach Buenos Aires, nach Argentinien also: Da findet am Wochenende ein Reitturnier statt, an dem Pferde und Reiter aus aller Welt teilnehmen. Auch aus Europa. Wie die Springreiterin, die... ..aber das besprechen wir gleich. Denn vorher müssen wir noch ein anderes Problem lösen, das Eure Reise betrifft: Die Pferde und Reiter waren schon in Buenos Aires eingetroffen, bevor der Fluch so stark zu wirken begann. Gerade noch rechtzeitig, denn gestern hatten sich auch zum ersten Mal bei einem Flugzeug die Räder in eckige Gebilde verwandelt. Zwar nur kurz, und es ist Gott sei Dank auch niemandem etwas passiert – aber trotzdem wurden weltweit alle Flüge abgesagt. Aus Sicherheitsgründen. Ihr könnt also nicht nach Argentinien fliegen, um die nächste Aufgabe zu lösen. Wenigstens nicht mit einem normalen Passagierflugzeug.“ „Wie sollen wir dann dahin kommen?“, fragte ich. Wir schwiegen, alle dachten angestrengt nach. Finn rührte dabei in seiner Gemüsesuppe weiter, die er für uns auf dem kleinen Herd in unserem Pensionszimmer köchelte. Dass die Karotten, die er reingeschnippelt hatte, zu viereckigen Scheiben geworden waren, trug er mittlerweile mit Fassung. Nur dass die Suppenlöffel sich vorne zwischendurch immer wieder in Rechtecke verwandelten, bereitete ihm Sorge: Wie sollte man damit eine Suppe löffeln können? Dann hatte er eine Idee. Beim Kochen kamen Finn

immer gute Ideen, und das war auch wieder eine: "Wir chartern ein Wasserflugzeug", sagte er ganz ruhig. „Ich bin in meiner Heimatstadt Hamburg öfter mal mit einem geflogen. Die haben keine Räder, sondern längliche Schwimmkufen und können überall da starten und landen, wo es Wasser gibt. Auch bei Buenos Aires – auf dem Rio de la Plata.“ „Finn, Du bist ein Genie! Das machen wir! Und wenn wir zwischendurch tanken müssen – es sind ja ein paar Stunden bis nach Buenos Aires – dann finden wir bestimmt irgendwelche Seen und Flüsse. Wir müssen nur vorher organisieren, dass uns jemand Sprit zu unseren Landeplätzen bringt“, sagte Dono. „Wir haben ja auch in Argentinien Freunde. Aber das wird einiges kosten...!“ „Ich rufe gleich meine Eltern an!“, sagte Leonie. Mein Vater soll dafür sorgen, dass wir hier in Sao Paulo in der deutschen Botschaft Geld holen können. Papi ist mit dem deutschen Botschafter befreundet, er wird keine Fragen stellen.“ Leonie schien ganz aufgekratzt. Dann wurde sie wieder ernst. Sie sah Nelson an: „Und jetzt erzähl uns, was wir in Buenos Aires tun sollen. Was hat es mit dieser Springreiterin auf sich?“ Nelson antwortete: „Sie quält ihr Pferd, um zu gewinnen. In ganz besonders schlimmer Weise. Und so, dass das bisher noch niemand gemerkt hat. Im Gegenteil: Für Pferdesportfreunde in aller Welt ist sie eine richtige Heldin!“ „Wie heißt diese Reiterin?“, wollte ich wissen. „Ulla Hansen“,

sagte Nelson. Finn und ich sahen uns entsetzt an. „Ulla Hansen! Das ist ja unsere beste Springreiterin! Sie hat bei internationalen Turnieren schon viele Medaillen für Deutschland geholt!“ „Ja, ich weiß“, sagte Nelson. „Es wird bestimmt sehr schwer, sie zur Einsicht zu bringen“, fügte er hinzu. Aber Dono begleitet Euch natürlich und darf Euch wieder einmal helfen, wenn Euch das Richtige einfällt. Ihr müsst es einfach schaffen...“ Finn nickte heftig: Nur mit Mühe gelang es ihm dabei, mit dem eckigen Löffel von seiner Suppe zu kosten. „Damit uns das Richtige einfallen kann, müssen wir aber erstmal so viel wie möglich über Ulla Hansen erfahren“, sagte Leonie.

„Nelson, kannst Du uns nicht mehr über sie erzählen?“ Statt zu antworten, nahm Nelson etwas Flaches, Schwarzes aus seinem Koffer. „Das werde ich... ...und zwar damit!“ „Ein i-Pad!“, rief ich erstaunt. Das kannte ich ja von Leonie – aber ich wunderte mich schon ein bisschen, dass auch Nelson eines besaß und sich damit sogar sehr gut auszukennen schien... ...nur: Was wollte er jetzt damit? Gleich waren wir alle schlauer. Denn nachdem Nelson sein i.Pad eingeschaltet hatte, öffnete er einen der Ordner – und tatsächlich lernten wir die Hansen nun richtig kennen: Aus einem Video. Das hatte Nelson aber nicht selbst aufgenommen: „Ihr müsst Euch das so ähnlich vorstellen wie bei einer Glaskugel, mit der man in die Zukunft sehen kann. Nur mit dem Unterschied,

dass Ihr jetzt gleich in die Vergangenheit blicken werdet. Natürlich hätte ich dafür auch Kaffeesatz nehmen können – aber selbst als Voodoo-Zauberer sollte man immer mit der Zeit gehen...“ Sichtlich stolz drückte er mit dem Zeigefinger auf einen kleinen Pfeil, der auf der Oberfläche unter einem kleinen Bild erschien. Der Film startete. Wir staunten nicht schlecht: Denn wir sahen nicht nur, was sich zugetragen hatte. Wir hörten auch alle Gedanken der Menschen und des Pferdes, die in dem Video vorkamen... ...die klangen anders als das, was gesagt wurde: Irgendwie gedämpfter – und mit Hall, so ähnlich, wie bei einem Echo. Nur dass sich nichts wiederholte.

Wir sahen eine junge Frau, die höchstens zwanzig Jahre alt war. Sie befand sich auf einem Reitplatz und striegelte gerade ein Pferd. Da kam die Hansen auf den Platz und herrschte die junge Frau an:

„Mehr! Es muss glänzen. Glänzen!!“ „Damit mir keiner ansieht, wie es innen in mir aus sieht“, dachte Galloppa. Und das Pferd hatte recht: Ulla Hansen, seine Besitzerin, ließ keinen Trick aus, um Galloppa vor einem Springturnier fit, schön und entspannt aussehen zu lassen. Nur echte Pferdekenner hätten bei genauerem Hinsehen bemerkt, dass das genaue Gegenteil der Fall war: Die Nüstern bebten viel

zu oft; der Blick aus den dunklen, angstvoll
geweiteten Augen flackerte unruhig hin und her. Der Schweif
stand ein wenig schief und verriet ebenfalls Galloppas
Nervosität. Früher, vor nicht einmal einem Jahr, war Galloppa
auch aufgereggt, wenn es auf den Springplatz ging. Aber vor
Freude – denn Galloppa sprang sehr gerne. Sie fieberte
jedem Wettkampf entgegen, weil sie es gar nicht erwarten
konnte, mit ihrer damaligen Reiterin zu gewinnen: Mit
Christina. Die hatte Galloppa schon als Fohlen betreut und
später ganz behutsam zum Springpferd ausgebildet. Aber
leider war Christina nicht die Besitzerin, sondern nur eine der
vielen Pferdepflegerinnen, die für Ulla Hansens Gestüt
arbeiteten.

Schon als ganz junges Pferd hatte sich Galloppa sehr wohl in
Christinas Obhut gefühlt. Sie wieherte schon fröhlich, wenn
sie ihre Pflegerin auch nur von weitem sah. Auch Christina
hatte Galloppa so lieb gewonnen, dass sie sich eines Tages
ein Herz fasste und Ulla Hansen fragte, ob sie ihr das Pferd
abkaufen könnte. „Wie willst Du das denn machen, von
Deinem Lohn?“, fragte die Hansen amüsiert. „Galloppa ist
teuer... ...18.000 Euro musst Du mir schon für sie geben! Du
kannst es von mir aus abstottern.“ Und insgeheim dachte sie:
„Zahl Du nur viel Geld für das Pferd – aus Galloppa wird
sowieso nichts Tolles!“

So wurden sich beide schließlich einig. Von da an musste Christina noch auf viel mehr verzichten, als sowieso schon: Eine neue Jeans, ausgehen oder CD's – das war jetzt noch weniger drin. Oder gar nicht mehr. Dafür hatte sich jedoch ihr größter Wunsch erfüllt: Galloppa war jetzt ihr Pferd! Dachte Christina wenigstens. Aber nicht mehr lange: Denn Galloppa und Christina erreichten immer mehr Erfolge bei Springturnieren, auch bei den wichtigsten. Bald gingen die beiden fast nur noch als Sieger vom Platz. Sie gewannen sogar gegen Ulla Hansen! Die schäumte vor Wut – bis ihr eine teuflische Idee kam: Sie würde die restliche Summe, die Christina ihr noch schuldete, auf einen Schlag einfordern. Die Hansen wusste genau, dass Christina das Geld nicht sofort aufbringen konnte. Zwar hatte sie inzwischen einiges an Preisgeldern verdient; aber Ulla Hansen hatte soviel Zinsen verlangt, dass Christinas Schulden noch nicht sehr viel kleiner geworden waren. Außerdem kostete natürlich der Unterhalt von Galloppa eine Menge – und erst recht die Transporte zu den Turnieren, die Hotelaufenthalte, die Reitkleidung... ...da kam viel zusammen. Weil Christina also nicht auf der Stelle bezahlen konnte, nahm die Hansen ihr Galloppa einfach wieder weg und gab ihr nur die Raten zurück, die Christina schon bezahlt hatte – ohne Zinsen...

In den nächsten Turnieren ritt Ulla Hansen selbst auf Galloppa. Aber die sprang längst nicht mehr so gut, wie mit Christina im Sattel. Obwohl die Hansen alles versuchte – sogar Dinge, die verboten waren und Galloppa größte Schmerzen bereiteten: Zuerst gab Ulla Hansen dem Pferd Doping-Spritzen und rieb seine Beine mit aufputschenden Salben ein. Doch das konnte man nicht nachweisen – für viel Geld hatte die Hansen diese Mittel in einem Labor in Korruptalien entwickeln lassen. Auch andere schwarze Schafe im Sport kamen wegen solcher Dopingmittel hierher. Aber selbst diese halfen bei Galloppa nichts, weil das Pferd gar nicht mehr den Willen hatte, zu gewinnen. Da ließ sich die Hansen etwas Neues einfallen: Sie brachte unter Galloppas Sattel ein winziges kleines Gerät an, das Galloppa mit Elektroschocks traktierte. Immer, wenn sie vor einem Hindernis waren, drückte Ulla Hansen mit dem rechten Daumen kurz ganz fest an den Zügel. Dadurch löste sie ein Signal aus, mit dem das Elektroschock-Gerät aktiviert wurde: Galloppa bekam einen so schlimmen Stromstoß, dass sie ‚freiwillig‘ über das Hindernis sprang – denn tat sie das nicht, drückte die Hansen einfach weiter: Die Stromstöße und damit auch die Schmerzen für Galloppa hörten dann gar nicht mehr auf...

„Ihr habt jetzt gesehen, mit wem Ihr es da zu tun bekommt“, sagte Nelson. Überlegt Euch also gut, was Ihr tun wollt...“

Leonie, Finn und ich waren schockiert. Wir grübelten fast die ganze Nacht, wie wir diese eiskalte Frau zur Einsicht bringen könnten. Das schien fast unmöglich!

Es wurde fast schon wieder hell draußen, als wir endlich eine Idee hatten. Aber um die in die Tat umzusetzen, brauchten wir unbedingt Dono! Aber der war nach dem Abendessen plötzlich verschwunden... ...ohne uns zu sagen, wohin.

Am nächsten Morgen wartete ich mit Nelson vor der Pension auf die anderen. Leonie und Finn waren mit dem Taxi zur Deutschen Botschaft in die Stadt gefahren, um das Geld zu holen. „Jetzt dürften die beiden aber endlich kommen,“ sagte Nelson. „Da kommt ein Taxi – das müssen sie sein...“ Ich zeigte auf den gelben Wagen, der gerade um die Ecke bog. Doch was war das: Plötzlich zuckten kleine Blitze durch die Räder – dabei hörten wir ein lautes Zischen; so, als würde die Luft aus den Reifen entweichen. Dann war es ganz still – und das Taxi bewegte sich keinen Meter mehr. Konnte es auch nicht: Denn drei seiner Räder hatte offensichtlich der furchtbare Fluch gepackt: Eines war dreieckig; das zweite

hatte die Form einer Raute – und das dritte die eines Rechtecks. Nur das vierte Rad war noch rund... ..aber auch nur noch ein paar Sekunden lang: Vor unseren Augen dehnte sich der runde Reifen plötzlich in alle vier Himmelsrichtungen – wie Kaugummi, der von einer unsichtbaren Hand auseinander gezogen wird. Dann war ein kurzes ‚Plopp‘ zu hören – und der Reifen war zu einem Würfel erstarrt. Leonie, Finn und der Taxifahrer stiegen aus und starrten wie wir fassungslos auf das Auto. Der Taxifahrer hatte natürlich keine Ahnung, was der Grund für diese Verwandlung war – aber er hatte auch schon von seltsamen Ereignissen wie diesen gehört: „Es stimmt also wirklich, was die im Fernsehen sagen“, murmelte er leise. „Erst gestern habe ich einen Bericht gesehen. Über den Weltmeisterschafts-Boxkampf vor zwei Tagen: Ab der dritten Runde hatten sich die Boxhandschuhe von beiden Kämpfern immer wieder mal in Würfel verwandelt. Zuerst dachten alle, das wäre eine Fata Morgana. Aber ab der sechsten Runde blieben die Boxhandschuhe dann so kantig. Der Ringrichter wollte abbrechen... ..aber die Boxpromoter beider Lager konnten ihn überreden, den Kampf weiter laufen zu lassen. Es ging wohl um sehr viel Geld. Erst nach dem Kampf sollte dann untersucht werden, was da vor sich gegangen war. Doch mit den scharfen Kanten fügten sich die beiden Boxer so schwere Verletzungen zu, dass der Ringrichter dann doch

abbrach. Ich hab' wirklich gedacht, die Sendung wäre ein nur ein ziemlich schlechter Scherz... ...und jetzt... ...so was!“

Nelson versuchte den Taxifahrer zu trösten. Er gab ihm etwas Geld, damit er wenigstens mit dem Zug in die Stadt zurück fahren konnte. Denn die Eisenbahn schien im Moment noch von dem Fluch verschont zu sein.

„Und wir – wie kommen wir jetzt zu unserem Wasserflugzeug?“, wollte ich wissen. Denn die Pension lag zwar am Stadtrand von Sao Paulo – und ich hatte aus Leonies Erzählungen gehört, dass es in der Umgebung von Brasiliens größter Stadt viele Speicherseen und Flüsse gab; außerdem viele Naturschutzreservate mit Wasserfällen. Aber eine größere Wasserfläche, auf der ein Wasserflugzeug starten könnte, hatte ich bis jetzt noch nicht gesehen. „Ihr müsst ans Meer, nach Praia Grande“, antwortete Nelson. „Das trifft sich gut – denn von dort aus werde ich ein Schiff nehmen und mich schon einmal auf den Weg zu Eurer letzten Station machen, während Ihr nach Buenos Aires weiterreist.“ „Aber Praia Grande ist doch mindestens 80 km von Sao Paulo entfernt!“, rief Leonie. „Sollen wir etwa auch mit dem Zug fahren?“ „Das ist zu riskant“, antwortete Nelson. „Wer weiß, wann der Fluch auch auf die Eisenbahnen

übergreift. Ihr werdet auch Probleme haben, mir später von Buenos Aires aus nachzureisen. Vorausgesetzt, es gelingt Euch überhaupt, die nächste Aufgabe zu meistern. Aber das hoffe ich doch!“ „Was wird die letzte Station sein?“, wollte ich wissen. „Das werdet Ihr rechtzeitig erfahren“, sagte Nelson. Jetzt fliegt Ihr erst mal nach Buenos Aires!“ „Dazu müssen wir aber irgendwie ans Meer kommen... ...hat irgendjemand eine Idee, womit?“, fragte ich. „Damit!“, grinste Dono, der gerade um die Ecke bog – mit fünf Pferden im Schlepptau: Zwei zog er mit der linken Hand an Stricken nach sich, drei mit der rechten. Deshalb war er also kurz von der Bildfläche verschwunden gewesen... „Wir reiten... ...gute Idee“, brummte Finn. „Pferde haben wenigstens keine Räder, die sich in Würfel verwandeln können... ...obwohl: Die Hufeisen sind ja eigentlich auch rund...“ „Aber ich kann nicht reiten!“, rief ich erschrocken. „Auf diesen Pferden schon“, beruhigte mich Dono. Die sind brav wie Lämmer – es sind Crilliosos, argentinische Arbeitspferde. Die Zügel hält man einfach in einer Hand – so. Mit der anderen hältst Du Dich hier an der Schlaufe am Sattel fest. Den Sattel hab’ ich extra für Dich auflegen lassen – eigentlich reitet man diese Pferde nur auf einer Decke.“

Am Anfang war mir noch nicht ganz wohl, so hoch zu Ross. Obwohl hoch eigentlich übertrieben war – denn diese Pferde waren kleiner als die Reitpferde, die es bei uns so gab:

Hannoveraner, Oldenburger, Trakehner... Irgendwann gewöhnte ich mich dann – und fand es dann sogar herrlich, neben den wenig befahrenen Straßen, auf Sandwegen und über Wiesen zu traben oder zu galoppieren. Nur mein Allerwertester begann allmählich zu schmerzen... ...gar nicht zu reden von dem Gefühl in meinen Beinen, wenn wir in den Pausen abstiegen: Ich ging richtig O-beinig... Wir ritten die ganze Nacht hindurch, um die Pferde und uns vor der Hitze zu bewahren. Als Licht dienten uns kleine Grubenlampen, die an unseren Reithelmen befestigt waren. Dono hatte darauf bestanden, dass wir Helme trugen – obwohl alle anderen außer mir sehr gut reiten konnten, sogar Finn. Im Morgengrauen waren wir endlich am Ziel: Vor uns lag Praia Grande – und das Meer. Wir gönnten uns keine weitere Pause und stiegen direkt von den Pferden in ein kleines Ruderboot um, das uns zu dem Wasserflugzeug brachte.

Wasserflugzeuge kannte ich nur aus Abenteuerfilmen. Und nun saß ich in einem... ...wieder war mir ein bisschen mulmig zu Mute, wie zuvor bei meinem ersten Ritt. Es dauerte aber auch ganz schön lange, bis die Propellermaschine endlich von der Wasserfläche abhob. Der Motor dröhnte ohrenbetäubend. Gott sei Dank war wenigstens das Meer ruhig... ...keine größeren Wellen in Sicht!

Als wir in der Luft waren, legte sich meine Nervosität etwas. Bis zu den nächsten Starts... ...denn viermal mussten wir insgesamt zwischenlanden und nachtanken, weil die Strecke bis nach Buenos Aires ziemlich weit war: Über 2.000 km! Eine Tankfüllung reichte nur rund 650 Kilometer... ...und unser Pilot – natürlich ein Freund von Dono – wollte auf Nummer sicher gehen, wofür ich ihm sehr dankbar war...

Die Dämmerung setzte schon ein, als wir endlich über Buenos Aires waren. Genauer: Über dem Rio Plata. So eine richtige Landegenehmigung hatten wir glaube ich nicht... ...deshalb mussten wir schnell von Bord gehen, als das Flugzeug auf der Wasseroberfläche aufgesetzt hatte, damit der Pilot sofort wieder in Richtung Brasilien starten konnte. Wieder stiegen wir in ein Boot um, das uns ans Ufer brachte. Nicht weit von hier – in San Isidro, einem Vorort von Buenos Aires – befand sich auch das Haus, in dem wir in den nächsten Tagen wohnen sollten. Es war nicht besonders groß – aber trotzdem hatte jeder sein eigenes Zimmer. Was ich allerdings ein bisschen schade fand, denn ich schlief gerne neben Leonie ein und freute mich fast noch im Schlaf schon immer darauf, neben ihr aufzuwachen. Die Küche war so groß, dass wir uns alle um den Tisch darin zum Abendessen sammeln konnten. Es gab „Asado“: Verschiedene Sorten gegrilltes Fleisch, vor allem

Rindersteaks – die dicksten und größten, die ich je gesehen hatte! Dazu aßen wir Salat. Am besten fand ich den Nachtisch: ‚Dulce de leche‘, eine Creme aus Milch, Zucker und Vanille.

Obwohl unsere Reise zu Pferde und in dem lauten Wasserflugzeug ziemlich anstrengend gewesen war, waren wir nicht wirklich müde. Dazu waren wir viel zu aufgeregt – angesichts unserer nächsten Aufgabe.

„Dono, Du musst uns also wieder helfen!“, sagte Leonie.

„Nichts lieber als das...“, antwortete Dono. „Habt Ihr Euch überlegt, was ich für Euch tun kann?“

„Haben wir!“, sagte Leonie.

Wieder baten wir Dono, seine telepathischen Fähigkeiten für uns einzusetzen...

Der Turnierplatz, auf dem wir Ulla Hansen und Galoppa antreffen konnten, lag am Rand von San Isidro – an einer großen Autostraße, auf der man ins Zentrum von Buenos gelangte. Normalerweise fuhren hier jeden Tag tausende von Autos entlang. Aber jetzt standen die meisten Autos darauf still – denn es gab kaum mehr eines, das noch runde Räder hatte. Manche Menschen versuchten zwar, auf ihren Reifen-

Würfeln oder Dreiecken über die Fahrbahnen zu hoppeln. Aber irgendwann kamen auch sie nicht mehr vorwärts. Und so sah man bald überall verstreut Autos mit eckigen Reifen stehen...

Wie gut, dass es von unserem Haus aus nicht allzu weit zum Turnierplatz war. Na ja, ein kleiner Fußmarsch war es schon. Aber an das viele Laufen hatten wir uns inzwischen schon gewöhnt – wie die anderen Leute auch, überall auf der Welt...

Wir brauchten dann aber doch länger, als wir dachten: Gleich würde Ulla Hansen an den Start gehen! Höchste Zeit also, dass Dono den Zauber einsetzte, um den wir ihn gebeten hatten: Mit der magischen Kraft seiner Gedanken sollte er den Sender unter Ulla Hansens Sattel so umprogrammieren, dass nicht Galloppa die Stromschläge zu spüren bekäme – sondern Ulla Hansen selbst! Mehr noch: Die Hansen sollte alles fühlen, was Galloppa sonst ertragen musste – sie sollte am eigenen Leib erleben, wie sehr Galloppa litt, körperlich und seelisch: Denn auch was Galloppa dachte, sollte die Hansen in allen Einzelheiten erfahren – so, als wäre sie selbst während des Ritts das Pferd – und Galloppa die Reiterin... Im Moment hatte Ulla Hansen aber erst noch ein anderes Problem – und das teilte sie mit ihren Konkurrentinnen: Kaum setzten sie sich ihre Reithelme auf, machte es ‚Plopp!‘ – und sie fielen ihnen wieder vom Kopf.

Denn nun traf der Fluch auch Hüte, Mützen – und Helme eben auch... ganz gleich, ob sie sich in Dreiecke oder Würfel verwandelten: Als Kopfschutz taugten sie nun alle nichts... ..weil aber eigentlich niemand ohne Reithelm am Turnier hätte teilnehmen dürfen, musste die Turnierleitung diese Vorschrift ändern: Sie ließ nun auch Turbane zu – also Tücher, die um den Kopf gewickelt wurden. ‚Ich sehe einfach nur bescheuert aus‘, dachte die Hansen, als sie vor dem Spiegel stand und versuchte, sich so eine Art Turban um den Kopf zu schlingen. ‚Wie beim Friseur...‘ Ulla Hansen war nicht nur eiskalt, sondern auch sehr eitel... Missmutig schwang sie sich in den Sattel und ritt auf dem Parcours ein. Nach dem sie die Kampfrichter mit einem kurzen Tippen an den Turban begrüßt hatte – das Grüßen war auch Vorschrift – galoppierte sie los. Kurz vor dem ersten Hindernis drückte sie mit dem Daumen fest an den Zügel... ..und erhielt den Stromschlag, der eigentlich Galoppa treffen sollte! ‚Auuuu...! Das tut weh... ..was ist denn jetzt passiert?‘, dachte die Hansen – und drückte vor Schreck gleich noch mal an den Zügel. Wieder traf sie ein Elektroschock – diesmal noch fester. ‚Auuuuuuuaaa, bitte aufhören!‘ Trotz der Schmerzen versuchte die Hansen, sich nichts anmerken zu lassen. Und so sahen die Zuschauer nur, wie Pferd und Reiterin über die Hindernisse sprangen – ohne zu ahnen, dass die Rollen der beiden inzwischen vertauscht waren...

„Bitte bitte lass es gleich vorbei seinich halte das nicht mehr aus“, weinte die Hansen innerlich. Sprechen oder gar sich wehren konnte sie nicht: Sie war ja inzwischen das Pferd – wenn auch nur in ihren Gedanken und ihrer Vorstellung. Und die sonst so liebe Galloppa zahlte Ulla Hansen vor jedem neuen Hindernis kräftig zurück, was diese ihr jemals angetan hatte... Tausend Gedanken gingen der Hansen durch den Kopf, bis sie endlich die letzte Hürde genommen hatten – ebenfalls fehlerfrei: Galloppa und sie hatten gewonnen! Als sie den Parcours verließen, war Ulla Hansen schweißgebadet – als Reiterin, die sie nun wieder war. Aber nicht die gleiche, wie zuvor: Dieser einzige, aber ganz besondere Ritt hatte Ulla Hansen verändert – stromschlagartig, sozusagen. „Was wird beim nächsten Wettkampf geschehen?“, dachte Galloppa auf dem Weg zur Siegerehrung. „Wird sie mich dann wieder quälen? Diesmal hat sie es wohl nicht getan, denn ich habe gar nichts gespürt... ..ich konnte mich zum ersten Mal seit Christina wieder ganz auf die Hindernisse konzentrieren!“ Gleich sollte Galloppa erfahren, was die Hansen mit ihr machen würde. Denn bei der Siegerehrung ließ diese sich das Mikrofon geben und sagte laut zum Publikum und zu den Preisrichtern: „Ich danke Ihnen für Ihren Beifall und diese Medaille hier!“ Sie sah auf das viereckige Goldstück, das um ihren Hals baumelte... „...komisch – war die nicht gerade noch rund?“,

dachte die Hansen. Dann sprach sie weiter: „Aber beides gebührt nicht mir – sondern diesem wunderbaren Pferd hier. Und vor allem der Frau, die so großartig mit Galloppa zusammengearbeitet hat – und das auch in Zukunft wieder wird: Christina – wo auch immer Du gerade steckst...
...danke, dass Du mir Dein Pferd für einige Wettbewerbe geliehen hast. Aber nun möchte ich es Dir wieder zurück geben – Ihr beiden gehört einfach zusammen; auch wenn Ihr mir bei den Turnieren mächtig Konkurrenz machen werdet!“
Ulla Hansen tätschelte Galloppa am Hals. Bestimmt hatte die jetzt auch Freudentränen in den Augen – wie Leonie, Dono, Finn und ich...

Sechstes Kapitel

Hoffentlich schafften wir es, auch Randy Rosenthal wieder auf den rechten Weg zu bringen – einen Leichtathleten aus

Tel Aviv. Denn er war unsere letzte Aufgabe: Das sagte uns Nelson, als wir uns alle wieder sahen – in New York! Es dauerte allerdings eine ganz Weile, bis wir dort angekommen waren.

Denn wie zuvor schon Nelson, mussten auch wir per Schiff anreisen – und das dauerte nicht nur ein paar Tage; es war auch sehr schwierig, überhaupt noch Tickets zu bekommen. Inzwischen hatte der Fluch ja schon alle anderen Verkehrsmittel lahm gelegt; und so waren Schiffspassagen meist ausgebucht. Aber schließlich hatten wir doch zwei Kabinen ergattert: Finn hatte seine alten Verbindungen spielen lassen und tatsächlich ein Schiff mit freien Plätzen aufgetan, das in einem argentinischen Hafen nahe Buenos Aires vor Anker lag und auf dem er früher als Koch engagiert war – auf der ‚Mare Princess‘.

Die Fahrt verlief ohne besondere Vorkommnisse – mal abgesehen davon, dass wir durch dreieckige statt durch runde Bullaugen sahen. Und dass sich der Steuermann auch erst mal dran gewöhnen musste, ein Quadrat statt seines sonst kreisförmigen Ruders in Händen zu halten. Und dass die Minigolf-Anlage an Bord geschlossen blieb – ein Würfel kullert ja bekanntlich nicht wirklich so gut wie ein Minigolfball über die Bahn. Auch Tischtennis spielen ging nicht mehr...
...mit anderen Worten: Es war ziemlich langweilig an Bord!

Deshalb waren wir doppelt froh, als wir endlich den Hafen von New York erreichten. Wie oft hatte ich über diese Stadt gelesen – und Bilder von der Freiheitsstatue gesehen! Allerdings hatte sie auf denen noch einen runden Kopf – und keinen dreieckigen, wie jetzt... Aber immerhin waren wir jetzt wirklich in dieser Traumstadt... ...leider mal wieder nicht zu unserem Vergnügen.

Die Zeit drängte nun sehr. Denn inzwischen betraf die ‚Vereckigung‘ – so hießen die Verwandlungen mittlerweile in der Amtssprache der Behörden – nicht mehr nur alltägliche Gegenstände:

Augenärzte meldeten an die Gesundheitsämter die ersten Patienten, bei denen sich die Pupillen zu kleinen Rechtecken verformten. Eine schwangere Frau klagte über ihren würfelförmigen Bauch; eine Ultraschall-Untersuchung ergab jedoch, dass das Ungeborene wohlauf war. Nur dessen Schädel kam dem Doktor etwas quadratisch vor.

Besonders beunruhigend war eine Meldung aus der Weltraumforschung: Die NASA beobachtete eine zunehmende Vereckigung der Erdkugel. Das konnten

Astronauten der internationalen Weltraumstation mittlerweile sogar schon mit bloßem Auge erkennen.

Berechnungen ergaben, dass es wirklich nur noch eine Frage der Zeit war, bis die Erde nicht mehr in ihrer Umlaufbahn rotieren könnte. Das war dann das Ende für alle.

Wir marschierten gerade durch Manhattan, als diese Meldung am Times Square auf einem elektrischen Laufband am unteren Gebäudeteil eines Wolkenkratzers aufleuchtet. Wie gerne wäre ich einfach mal stehen geblieben und hätte in die Schaufenster geglotzt: Es gab so tolle Jeans, Tablets und vieles mehr hier in New York. Aber dieser verdammte Fluch verfolgte uns auf Schritt und Tritt – er ließ uns kaum einen Augenblick ruhen...

Jetzt mussten wir also schnell nach Williamsburg, in einen anderen Stadtteil von New York. Dono erzählte uns, was er über dieses Viertel wusste: „Früher wohnten hier viele Deutsche. Dann kamen orthodoxe Juden hinzu. Sie alle hatten nicht viel Geld – aber früher war es noch sehr billig, hier zu leben. Das ist heute anders: Zwar wohnen hier immer noch viele Juden; aber mittlerweile auch etliche bekannte Künstler; Schauspieler, Regisseure, Schriftsteller und Musiker. In Manhattan waren selbst den Betuchteren unter

ihnen die Mieten zu teuer; also zogen sie hierher um. Und wie das immer so ist: Mit den Bewohnern eines Viertels werden auch die Kneipen schicker; die Wohnungen werden ‚Luxus saniert‘ – und schon steigen die Preise. Das ist in München, Rom oder London ja auch nicht anders.“

Irgendwann überquerten wir die Williamsburg Brücke und waren in der Grand Street. Hier gab es wirklich jede Menge Cafes, Kneipen und Geschäfte. „Jetzt haben wir es gleich geschafft!“, sagte Dono. „Wir müssen nur noch in die Kent Street – und dann sind wir auch schon da: Hier liegt die neue Synagoge von Williamsburg. Mein Freund Nasiro, bei dem wir wohnen werden, hat sie 2006 mit eingeweiht. Sein Loft liegt gleich in dem Haus daneben!“

‚Loft? Klingt gut!‘, dachte ich. „Ihr werdet Nasiro mögen“ , erzählte Dono. „Er war früher Rabbi in Jerusalem. Heute ist er Dozent für Judentum an der berühmten Universität von New York: ‚Judaistik‘ nennt sich sein Fachgebiet.“

„Rabbi ist doch so etwas wie ein Priester?“, fragte Leonie. „Ja“, antwortete Dono. „‚Rabbi‘ heißt eigentlich ‚Lehrmeister‘: Das sind Gelehrte, die sich zur ‚Tora‘ – das ist die jüdische Bibel – Gedanken machen und diese dann weitergeben dürfen. Nasiro kümmert sich auch sehr um seine Gemeinde. Und er ist natürlich besonders klug. Früher, als er noch in

Jerusalem lebte und arbeitete, hatten die Leute großen Respekt vor ihm.“ „Warum ist er dann aus Jerusalem weggegangen?“, fragte ich. „Nasiro hat ein ähnliches Problem wie Lucio in Sao Paulo: Eine offene Haltung allen anderen Religionen gegenüber – und sogar gegenüber Menschen wie mir,“ sagte Dono. „Denn auch unter den Juden gibt es Menschen, die es nicht gerne sehen, wenn sich ihre Gelehrten mit Macumba-Zauberern, Voodoo Priestern oder Vertreter anderer Religionen befreunden – das ist in allen Religionen so, leider: Es wird immer irgendwelche Fanatiker oder so genannte ‚Hardliner‘ geben, die den toleranten Gläubigen ihren Willen aufzwingen oder ihnen etwas verbieten wollen!“

Aber Nasiro ließ sich nicht einschüchtern und so musste er auf sein Amt als Rabbi verzichten: Ihm ist es wichtiger mit allen Menschen zu reden – ganz gleich, was sie glauben.“ „Und woher kennst Du Nasiro?“ wollte Leonie wissen. „Er gehörte auch mal zu unserer magischen Elf“, schmunzelte Dono. „Wir lernten ihn am Strand kennen: Da kickte er mit Jungs, die eigentlich viel zu schnell für ihn waren. Und so fragte ich ihn, ob er nicht lieber mit uns ‚älteren Herren‘ spielen wolle. Er wollte... Erst später erfuhr ich, dass er ein Rabbi war.“

Dieser Nasiro musste ein interessanter Mensch sein. Ich war

neugierig, wie er wohl aussah. Als wir die Treppen zu seiner Wohnung an einem Platz namens „Porter Square“ empor stiegen, stand er am Eingang und begrüßte uns mit „Shalom!“ Das ist hebräisch und bedeutet „Friede“.

Wie ein Gelehrter sah Nasiro nicht aus: Er trug Jeans und ein kariertes Hemd, hatte kurze, schwarze Haare und eine ziemlich moderne schwarze Brille auf der Nase. Dono stellte uns einander vor. Dann gingen wir in ein großes Zimmer, das wie eine Bibliothek aussah: Tausende von Büchern und Zeitungen lagen in Regalen und auf Tischen. Das sah schon eher nach einem Uni-Professor aus. Nasiro kannte natürlich den Zweck unseres Besuchs. Aber zuerst unterhielten wir uns nur über New York; dann erzählte er ein wenig über sich. Schließlich konnte nicht anders – ich musste ihm eine Frage stellen, die mich schon lange beschäftigte: „Wie hast Du eigentlich reagiert, als Dono Dir das von Nelsons Fluch erzählte und warum wir Deine Hilfe brauchen... ...ich glaube kaum, dass uns in Deutschland ein Pfarrer diese Geschichte abnehmen würde!“ Nasiro schmunzelte. Dann antwortete er mit seiner tiefen, festen Stimme: „Kann schon sein! Ich glaube eigentlich auch nicht an Zauberei... ...aber gibt es die trotzdem nicht in jeder Religion? Meist wird so etwas ‚Wunder‘ genannt: Moses als brennender Dornbusch – oder Jesus, der Wasser in Wein verwandelt... Ich glaube, alles

was passiert, ist Gottes Werk - und wir sind seine Werkzeuge... ...ob wir es nun Macumba, Voodoo oder anders nennen.“ Nasiro machte eine kleine Pause. Dann fuhr er fort: „Für mich kommen immer zuerst die Menschen, dann die Religion. Es wäre schön, wenn alle Menschen Juden wären, denn ich glaube an unsere Schrift. Aber viel wichtiger ist mir, dass wir alle so leben, wie es Jahwe, also Gott, gefallen würde. So viele Menschen sagen, dass sie an Gott glauben – leben aber dann ganz anders. Nicht auf die Kippa kommt es an...“ – er deutete auf die runde Kappe, die Juden oft tragen, und die neben ihm auf dem Tisch lag – „...sondern auf das, was darunter passiert – im Kopf!“

„Und im Kopf von Randy Rosenthal passiert leider nichts Gutes...“, sagte Nelson. „Zumindest, wenn es um Wettkämpfe geht... ...lasst uns jetzt also über Eure letzte Aufgabe sprechen:

Dieser Randy gewinnt jedes Rennen und wird wohl auch die Goldmedaille beim Sportfest der Nationen holen, das in ein paar Tagen hier in New York stattfindet Aber er gewinnt nicht mit fairen Mitteln: Seine Schuhe haben einen verbotenen Federmechanismus, der ihn schneller macht. Er wäre auch ohne diesen Trick ein guter Läufer. Aber er glaubt, nur mit seinen Spezialschuhen siegen zu können. Und siegen will er um jeden Preis, immer... ...vielleicht hängt das mit seiner

Freundin zusammen. Janet heißt sie. Randy hat unglaublich Angst, sie zu verlieren... Macht aus ihm wieder einen fairen Sportler! Am besten geht Ihr gleich auf Euer Zimmer und arbeitet einen Plan aus. Die Zeit drängt sehr, wie Ihr wisst...“

Da saßen wir nun – und hatten keine Idee. „Was können wir nur tun?“, fragte Leonie. „Hmmm... ..keine Ahnung. Erst mal müssen wir überlegen, wie wir überhaupt an diesen Randy rankommen“, antwortete ich. „Und das muss schnell passieren...“ „Dabei wird uns ja Nasiro helfen...“, sagte Leonie. Stimmt, sie hatte Recht: Randy war ja auch jüdischen Glaubens, wie Nasiro. Bestimmt hatte Randy Kontakt zu anderen Juden in Nasiros Gemeinde... Es war also sicher nicht schwer für Nasiro herauszufinden, wo Randy lebte und wo er trainierte. „Wenn seine Freundin Janet hier lebt, ist Randy wahrscheinlich sehr oft in New York und kennt auch viele Leute hier – das heißt aber umgekehrt auch, dass viele Leute ihn kennen...“, sagte ich. Und fügte hinzu: „Außer uns, natürlich...“ „Vielleicht können wir auch durch Janet etwas mehr über Randy erfahren... ..irgendetwas, das uns weiterbringt!“, schlug Leonie vor. Das war keine schlechte Idee. Wieder dachte ich nach: ‚Es muss uns irgendwie gelingen, das Vertrauen von beiden zu gewinnen – von Randy und von Janet!‘ Ich grübelte und grübelte, wie wir das

wohl anstellen konnten. Da klopfte es plötzlich an der Tür: Dann kam jemand herein... ..es war Dono! „Du hast mich gerufen... ..hier bin ich!“ „Wie... ..ich hab’ Dich gerufen? Wann soll das denn gewesen sein?“ „Na, gerade eben... ..Du hast so angestrengt überlegt, wie Ihr das Vertrauen von Randy und Janet gewinnen könntet – diese Gedanken konnte ich beim besten Willen nicht überhören... Dann setzte er eine geheimnisvolle Mine auf und packte einige merkwürdige Gegenstände aus seiner alten Reisetasche aus: Verschiedene geschnitzte Figuren; Kerzen – und Kreide! „Was ist das denn alles?“, fragte Leonie irritiert. „Ich habe bei weitem nicht solche Kräfte wie Nelson, wie Ihr wisst; und ich darf Euch ja auch bei jeder Aufgabe nur einmal und nur mit einem einfachen telepathischen Zauber helfen. Aber ich glaube, jetzt kann ich etwas ganz Besonderes für Euch tun: Ich werde versuchen, Euch eine bestimmte Gabe zu übertragen“, antwortete Dono. „Mit Kerzen?“, fragte nun auch ich etwas skeptisch. „Ja, die gehören auch dazu“, sagte Dono. „Wenn es klappt, werden Euch alle Menschen mit großem Vertrauen begegnen: Sie werden mit Euch über Dinge reden, die sie sonst nie sagen würden. Ihr werdet es bald selbst merken – hoffentlich... ..denn ich hab’ das schon lange nicht mehr gemacht.“

Nun legte Dono sehr komische Dinge auf den Boden – die sahen aus wie... ..getrocknete Tiere! Ich wollte das lieber nicht genauer wissen...

„Seid jetzt bitte ganz still! Schaut mich an und bewegt Euch nicht!“ Dono entzündete die Kerzen, legte die Gegenstände in einen Kreis um uns herum und fing an, etwas zu murmeln. Er sprach zu leise, als dass wir etwas hätten verstehen können. Es klang aber wie eine Mischung aus Gebeten und Zauberformeln. Das Ganze dauerte eine Viertelstunde – und Dono schien mit jeder Minute, die verging, immer mehr durch uns hindurch zu blicken. Er war wohl in einer Art Trance – so nennt man diesen Zustand wohl: Ich hatte das mal in einem Film über afrikanische Ureinwohner gesehen. Trotzdem machte ich mir Sorgen um Dono: Er wollte uns hier, mitten in New York helfen, mit seltsamen Gegenständen, Kerzen und Gemurmel, unsere letzte Aufgabe zu bewältigen?

Plötzlich war alles vorbei: Mit einer Art Seufzer blies Dono die Kerzen aus. Dann senkte er seinen Kopf und schwieg. Schließlich blickte er uns wieder an, und - Gott sei Dank- er lächelte wieder!

„So, das war's! Ich denke, es wirkt...“ sprach's – und schickte sich an zu verschwinden, nachdem er wieder alles in seiner Tasche verstaut und uns ‚Gute Nacht!‘ gewünscht hatte.

Im Türrahmen drehte er sich noch einmal kurz um, sah uns mit festem Blick an und sagte: „Keine Sorge! Ich weiß, was ich tue...“. Dann zog er die Tür hinter sich zu.

Am nächsten Morgen hatte ich kaum die Augen aufgeschlagen – da hörte ich Leonie neben mir rufen: „Lucas, ich hab’s!! Wie wäre es, wenn wir uns als Reporter für eine Schülerzeitung ausgeben und Randy um ein Interview bitten? So kämen wir mit ihm ins Gespräch... ...außerdem ist das nicht mal gelogen, denn an meiner Schule in München arbeite ich ja wirklich für ein Schülermagazin, wie Du weißt...“ „Toller Einfall!“ Ich war begeistert. „Jetzt muss uns Nasiro nur noch zu Randy führen...“

Und das tat dieser dann auch. Er hatte nur zwei Telefonate führen müssen, um herauszufinden, wo Randy an diesem Tag sein würde...

„Der Sieger heißt Randy Rosenthal, Tel Aviv University Sports Club“! Wir waren zu einem kleinen Stadion in der Nähe der Universität gegangen, wo die Vorbereitungsläufe und das Training für den Nationenwettbewerb statt fanden. Randy hatte gerade seinen ersten Testlauf gewonnen: Wir sahen einen etwa 22-jährigen Jungen, wie er gerade

triumphierend die Arme empor riss. Und wir sahen seine Schuhe – Randys sehr spezielle Laufschuhe: Sie waren aus weinrotem Wildleder. Beide Schuhe waren mit einem weißen „R“ bestickt. Es waren nicht viele Leute da – weil nur wenige wussten, dass hier die Trainings der Athleten stattfanden. Aber alle jubelten Randy zu – unter ihnen auch ein etwa 25-jähriges Mädchen. „Das ist Janet!“, sagte Nasiro. „Ich hab’ neulich mal ein Bild von ihr und Randy in der Zeitung gesehen... ..am besten geht Ihr gleich alleine zu ihr... Ich mache mich wieder auf den Weg nach Hause.... Viel Glück!“ ‚Das können wir brauchen’, dachte ich mir.

Wir setzten uns neben Janet. Leonie nickte ihr freundlich zu und sagte: „Das war ja ein sensationeller Lauf, findest Du nicht auch?“ „Ja!“, antwortete Janet. „Er schafft es wirklich immer wieder...“ Sie hatte kurze, blonde Haare, lustige Sommersprossen auf der Nase und strahlte uns an. „Das ist mein Verlobter!“, sagte sie. Schnell fügte sie hinzu: „Naja, bald, wenigstens... ..ich heiße übrigens Janet! Und Ihr?“ „Das ist Lucas – und ich bin Leonie... Sag’ mal, Janet... ..meinst Du, Randy würde uns ein Interview für unsere Schülerzeitung geben?“ „Wenn es nicht zu lange dauert, macht er das bestimmt gerne! Ich frag’ Randy, wenn Ihr möchtet. Nach seinem Training – aber das kann noch dauern...!“ „Vielen Dank, das ist sehr nett von Dir! Dürfen wir

Dich inzwischen auf eine Cola oder Guarana einladen? Ich hab' gleich da vorne ein Cafe gesehen!“ „Warum nicht... ..gerne, danke!“ Wir spazierten in Richtung Cafe. Auf dem Weg erzählten wir Janet ein bisschen von uns: Woher wir kamen; was wir in München so alles machten, wenn wir keine Schule hatten und bei wem wir wohnten. Warum wir uns mit ihr und Randy unterhalten wollten – das behielten wir allerdings für uns... ..Von Janet erfuhren wir, dass sie eine echte New Yorkerin war – sie war hier sogar geboren – und dass sie bei den Vereinten Nationen arbeitete.

Wir fanden einen freien Tisch und setzten uns. Als der Kellner uns unsere Getränke brachte, sagte Janet: „Findet Ihr das nicht auch entsetzlich mit dieser Vereckiggung?“ Dabei sah sie auf die Gläser und Flaschen, deren runde Form eckigen Gebilden gewichen war. Es war echt schwierig, aus den dreieckigen Gläsern zu trinken! Ich sah den anderen an, wie schwer sie sich dabei taten. Ich hatte wenigstens ein Rechteckiges erwischt. Den quadratischen Kronkorken von meiner Cola-Flasche hätte ich unter normalen Umständen bestimmt witzig gefunden und aufgehoben. Aber so... „Du und Randy, Ihr werdet Euch auch also bald verloben!“, sagte Leonie. „Ja, das haben wir vor – nach dem Sportfest der Nationen.....wenn Randy nicht gleich danach den nächsten Rekord aufstellen muss!“ Janet sagte das mit einem

Lächeln... ...aber irgendwie lächelten ihre Augen nicht mit. Wusste sie vielleicht von den Spezial-Schuhen, die Randy beim Laufen trug? Leonie schien sich das auch zu fragen: „Und wie macht Randy das, dass er immer gewinnt?“ Janet war ein wenig verlegen als sie antwortete: „Er ist einfach ein Naturtalent... ...aber auch sehr ehrgeizig! Irgendwie schafft er es seit einem Jahr, jeden Wettkampf zu gewinnen!“ Diesmal war ich mir ganz sicher: Irgend etwas störte Janet an Randys Dauer-Erfolgen. „Das klingt ja, als wärst du mit ‚Superman‘ zusammen“, sagte ich.

Janet wurde ernst. Ich weiß nicht, ob es wirklich an Donos Zauber lag – aber sie redete mit uns so offen wie mit alten Freunden. Dabei hatte sie uns ja gerade erst kennen gelernt.

„Ich freue mich wirklich für Randy“, sagte Janet, „aber manchmal wünschte ich, er würde auch mal verlieren. Sein Ehrgeiz, immer der Erste zu sein – der ist schon extrem. Ich brauche keinen ‚Super-Randy – ein ganz einfacher würde mir schon reichen, wenn er weniger verbissen wäre! Und dann auch noch... ...diese ewige Eifersucht...“ Plötzlich merkte Janet wohl doch, wie offen sie da gerade aus dem Nähkästchen plauderte: „Aber was sage ich da – ich bin glücklich mit ihm, und bald sind wir ja verlobt...“ Sie lächelte wieder – aber es sah gequält aus.

Wir hatten so viel mit Janet geredet – ich hatte nicht einmal meine Cola ganz ausgetrunken, und das passiert mir sonst nie. Da sah Janet auf die Uhr und sagte: „Randy müsste jetzt eigentlich mit dem Training fertig sein... ..ich gehe mal zu ihm und frage, ob er sich kurz Zeit für Euch nimmt. Ich komme dann wieder hierher – mit Randy oder um Euch Bescheid zu sagen, dass es doch nicht geht...“ „Vielen Dank, das ist sehr nett von Dir!“, sagte Leonie. Als Janet gegangen war, sahen wir uns an. Hoffentlich schaffte Janet es, Randy zu überreden....“

„Ich dachte, Menschen, die sich unfair benehmen, sind böse. Aber was Janet so alles von Randy erzählt hat... ..abgesehen von seinem extremen Ehrgeiz scheint er doch sehr nett zu sein,“ sagte ich. „Und sehr eifersüchtig... ..komisch, oder? So ein erfolgreicher Sportler...“ „Stimmt... ..aber so ein richtig schlechter Mensch scheint er nicht zu sein, auch wenn er bei seinen Rennen betrügt!“, sagte Leonie. „Ich glaube, nicht alle, die so etwas machen, sind gleichzeitig auch schlechte Menschen“, antwortete ich. „Sie denken wahrscheinlich nur nicht darüber nach, was sie mit ihren Taten wirklich anrichten!“

„Kann sein...“, erwiderte Leonie. „Ich glaube, er tut es wegen Janet... ..als wären wir Frauen so dämlich, immer nur auf Supermänner abzufahren“. „Na, es gibt schon solche,“

widersprach ich. Ich dachte an meine Schule: Da waren wirklich die Besten im Sport immer von den meisten Mädchen umlagert. Allerdings waren diese Jungs meistens Rüpel, und die Mädchen ziemlich blöde Zicken. Aber das sagte ich nicht laut. „Denk doch nur mal an diese ‚Spielerfrauen‘, von denen man ab und zu mal in der Bravo oder sonst wo liest: Diese Tussis, die den Ruhm und die Erfolge ihrer Typen benutzen, um selbst irgendwie ins Rampenlicht zu kommen“

Wir mussten gar nicht so lange warten... ...da sahen wir Janet kommen – mit Randy! „Denk dran, was Dono gesagt hat: Wir dürfen Randy auf keinen Fall auf seine Schuhe ansprechen! Er muss von sich aus auf darauf verzichten – sonst ist die Aufgabe nicht erfüllt...“

Randy begrüßte uns sehr freundlich. Er sah aus, wie aus einem Werbespot: Durchtrainiert; helles Jacket zur Jeans... ...und wenn er lachte – und das tat er oft, wie wir gleich feststellen sollten – dann sah man seine weißen Zähne blitzen. Ich kam mir plötzlich sehr komisch vor: Ein vierzehnjähriges Mädchen und ein zwölfjähriger Junge sollten diesen Supersportler zu einem besseren Menschen bekehren??

Aber Leonie stellte sich sehr klug an: Gleich, nachdem wir

uns begrüßt und vorgestellt hatten, lenkte sie das Gespräch geschickt auf Janet: „Also ich glaube, ich bekäme echt Komplexe, wenn mein Freund so berühmt wäre, weil er immer gewinnt...“ „Hast Du denn schon einen Freund?“ lachte Randy. „Oder seid Ihr beiden...“ Er sah mich mit einem Grinsen an. „Nein...“ sagte Leonie etwas verlegen, „...ich meine ja nur so... theoretisch!“

„Immer, wenn ich gewinne, denke ich nur an Janet,“ sagte Randy, „Ich will sie nicht enttäuschen!“ „Aber vielleicht würde sie Dich ja auch gerne mal trösten, wenn Du nicht ganz oben auf dem Siegerpodest landest“, meinte Leonie vorsichtig.

Wieder musste ich an Donos seltsame Zauberei gestern Abend denken. Sie schien tatsächlich zu wirken... ...warum sonst sollte Randy uns so offen von seinen Gefühle erzählen? „Ich weiß nicht“, antwortete Randy ernst. „Aber wenn ich nicht so erfolgreich wäre... ...vielleicht wärst Du dann schon längst mit Abdul zusammen!“ sagte Randy und sah Janet dabei prüfend an. „Wer ist Abdul?“ fragten Leonie und ich wie aus einem Munde. „Er arbeitet mit Janet bei den Vereinten Nationen. Er lebt hier in New York, ist aber eigentlich Palästinenser... ...ich glaube, er mich schon allein deshalb nicht, weil ich Israeli bin!“ „Du gibst ihm ja gar keine Chance, Dich zu mögen!“, protestierte Janet. „Abdul ist wie ein rotes Tuch für Dich!“ „Na ja, das hat ja auch Gründe:

Wenn ich nicht da bin, geht Ihr zusammen ins Theater, zum Essen – und ich weiß nicht, wohin sonst noch!“ „Aber das ist doch nichts Schlimmes... ...die beiden sind doch Kollegen...“, versuchte Leonie ihn zu beschwichtigen. Und Janet fügte fast schon genervt hinzu: „Ich habe Dir schon tausend Mal gesagt, dass wir nur gute Freunde sind! Und dass Abdul Dich sogar sehr bewundert – für Deine Disziplin und weil Du immer so hart für Deine Erfolge trainierst... ...gestern im Büro hat er das auch wieder festgestellt: ‚Andere machen sich’s da viel einfacher als Dein Randy – es gibt so viele, die einfach irgendwelche Dopingmittel nehmen! Aber Dein Freund, das ist wenigstens noch ein fairer Sportler, der bis an seine Grenzen geht, um zu gewinnen. Dafür bewundere ich ihn am meisten!‘“

„Das hat er wirklich gesagt?“, fragte Randy. Dann wurde er still. Plötzlich fragte er Janet: „Wenn ich jetzt nicht mehr so oft gewinnen würde... ...würdest Du mich dann wirklich immer noch wollen?“

Janet war sichtlich getroffen: „Randy... ...was denkst Du eigentlich von mir? Ich liebe Dich! Und zwar nicht wegen Deiner Erfolge – sondern trotz Deiner Erfolge! Was meinst Du, wie schwer das manchmal für mich ist, wenn nach einem Sieg alle um Dich rumschwirren... ...und außerdem: Ich hätte Dich genauso lieb, wenn Du immer nur als letzter ins Ziel

kämst!“

Randy schwieg nachdenklich. Dann strahlte er Janet an: „Das ist das Schönste, was Du mir jemals gesagt hast... ..da werde ich morgen gleich noch mal so schnell laufen! Und ich werde gewinnen... ..für Dich – und für unsere Liebe!“

Als die beiden gegangen waren, sahen Leonie und ich uns entsetzt an. „Na super!“, sagte ich. „das haben wir ja toll hingekriegt: Jetzt haben wir zwar Randy und Janet noch näher zusammen gebracht... ..aber Randy will jetzt erst recht gewinnen!“ „Ich seh’s schon vor mir, wie er in seinen verdammten Schuhen alle anderen abhängt....“ Enttäuscht gingen wir nach Hause, um Dono, Nelson und Nasiro zu berichten, was passiert war. Auch die wussten keinen Rat mehr – all unsere Hoffnung war dahin!

Am nächsten Tag machten wir uns auf zu dem großen Stadion, in dem das Leichtathletikfest der Nationen ausgetragen wurde. Ich wusste gar nicht, wie gut ehemalige Rabbis auch fluchen können – denn Nasiro tat genau das, als wir endlich zu den ersten in der langen Schlange gehörten und kurz vor der Kartenkontrolle waren: „Verdammt! So ein Mist! Ich hab’ die Eintrittskarten vergessen...“ Das konnte doch nicht wahr sein! Die Karten hatte Nasiro nur noch dank seiner Beziehungen bekommen – denn das Stadion war

restlos ausverkauft! „Es hilft nichts, sagte Nelson... ...wir müssen sehen, dass wir irgendwo einen Monitor finden, auf dem die Wettkämpfe übertragen werden. Und zwar schnell... ...sonst verpassen wir Randys Lauf!“ „Es gibt da eine Sport-Bar mit einem großen Fernseher, gleich um die Ecke... ...die zeigen hoffentlich die Live Übertragung!“, sagte Nasiro. „Wenn nicht – dann ist’s doch eigentlich auch egal!“, sagte Leonie. „Wir wissen doch sowieso, was passieren wird... ...wir werden alle sterben, weil dieser Idiot von Randy unbelehrbar ist!“ „Oder, weil wir versagt haben...“, sagte ich traurig. „Ihr habt alles gegeben – und fast hättet Ihr es ja auch geschafft“, versuchte Dono uns zu trösten.

Als wir in der Bar ankamen, lief die Übertragung von den Wettkämpfen bereits. In wenigen Minuten würden Randy und die anderen an den Start gehen. Auf einer rechteckigen Tartanbahn – aber das störte schon niemanden mehr. An solche Vereckigungen waren die Menschen ja inzwischen gewöhnt. Es blieb ihnen ja auch nichts anderes übrig... ...der Fluch hatte längst auf alles übergegriffen. Das merkte man sogar, wenn man auf die Toilette musste... ...so eine eckige Brille war ganz schön unbequem! Aber das Schlimmste stand uns ja noch bevor... ...ich mochte gar nicht daran denken, wie das sein würde, wenn Randy gleich als Sieger durchs Ziel lief... ...wie lange mochte es dann wohl noch dauern, bis die

Erde aus ihrer Bahn taumelte... ...weil sie dann endgültig ein Würfel war... ...oder vielleicht dreieckig, egal... Der Reporter klang auch noch richtig begeistert, als er Randys Lauf kommentierte: „Unglaublich, wie schnell sich Randy Rosenthal aus seinem Startblock katapultierte... ...schon nach wenigen Metern liegt er ganz klar in Führung – und lässt seine Konkurrenten weit hinter sich...und jetzt... ...in diesem Moment passiert er die Ziellinie! Randy Rosenthal hat das wichtigste Rennen dieser Wettkämpfe gewonnen... ...Gold für Randy Rosenthal!!!“ „Jetzt ist alles aus!“, sagte Nelson. Er weinte bittere Tränen. „Und ich bin schuld...“ Wir sahen gar nicht mehr richtig auf den Bildschirm. Das Triumphgehebe von Randy konnten wir uns sparen... Leonies aufgeregte Stimme weckte uns aus unseren tristen Gedanken: „Da... ...schaut – schnell!!! Seht Ihr auch, was ich da sehe...?“ Ungläubig starteten wir auf den Fernseher... ...was war das? Das waren doch nicht... ...plötzlich keimte ein Funken Hoffnung bei uns auf: Denn die Schuhe, die Randy da gerade auszog, als die Kamera ihn einfing – sie waren weiß, nicht rot! Und auch das ‚R‘ fehlte! Ein Reporter stand bei Randy, um ihn zu interviewen. Doch Randy schien ihn gar nicht zu bemerken – er streckte einfach nur seine Schuhe in die Kamera, mit den Sohlen voraus... ...wir trauten unseren Augen nicht: Auf der linken Sohle stand ‚Janet‘... ...und auf der rechten ‚I love you!‘ "Heißt das nun, Randy hat nicht

betrogen... ...oder hat er sich nur ein neues Paar zugelegt... ...mit einer noch raffinierteren Feder?“, fragte ich skeptisch. Die Antwort kam prompt – von ganz oben: Denn plötzlich ertönte ein gewaltiger Donner, begleitet von zuckenden Blitzen. Im gleichen Moment begannen die Linien der Tartanbahn zu schlängeln und zu tänzeln... ...dann war ein lautes Zischen zu hören – und schon hatten sie sich zusammen mit der ganzen Tartanbahn wieder dahin zurück begeben, wohin sie eigentlich gehörten: In eine ovale Form! Was für ein schöner, herrlicher, wunderbarer Anblick!! Wir sahen uns an... ...jetzt wussten wir es sicher: Der Fluch war gebannt! Wir fielen uns in die Arme, jeder küsste jeden... ...unser Jubel lässt sich gar nicht beschreiben! Nur Nelson schluchzte: „Ich kann Euch gar nicht sagen, wie dankbar ich Euch bin... Leonie und Lucas! Die ganze Welt muss Euch danken...“

Wir feierten natürlich bis spät in die Nacht... ...wenn das meine Eltern gewusst hätten! Plötzlich musste ich daran denken, dass ja nun auch die Flugzeuge wieder fliegen würden... ...bald würden wir wieder in München sein. Ich konnte mir das gar nicht richtig vorstellen. Leonie schien wieder mal das Gleiche wie ich zu denken: „Dann müssen wir jetzt wohl wieder nach Hause... ...aber wir fliegen über Rio

zurück, denn da möchte ich Dir noch jemanden vorstellen, Lucas!“ Ich konnte mir schon denken, wen... ...musste sie mich ausgerechnet heute an diesen Rolando erinnern?

Schon am übernächsten Tag waren wir tatsächlich wieder in Rio. Rolando strahlte bis über beide Ohren, als er uns abholte... ...ich musste zugeben, er sah objektiv betrachtet sogar noch besser aus als auf den Postern... „Hallo Opa! Hallo, Leonie – kleine Schwester... ...hallo Dono! Und Ihr seid sicher Lucas und Finn? Herzlich willkommen!“ Ich hatte mich wohl verhört: Was hatte Rolando da zu Leonie gesagt – ‚Kleine Schwester...‘? Die löste das Rätsel gleich selbst: „Lucas, darf ich vorstellen: Das ist Rolando – mein Bruder! Na ja, Halbbruder, genau genommen...“ „Äh... ...sehr erfreut!“, stammelte ich in Richtung Rolando. Dann fand ich die Sprache wieder. Ich klang bestimmt ziemlich beleidigt, als ich zu Leonie sagte: „Warum hast Du mir das nie erzählt? Ich dachte, ich bin Dein bester Freund!“ „Du hast ja immer abgeblockt, wenn ich von Rolando anfing... ...und jedes Mal, wenn ich es Dir gerade sagen wollte, hast Du das mit einem blöden Spruch verhindert!“ Dann erzählte mir Leonie, dass ihre Mutter – kurz bevor sie Leonies Vater kennen lernte – eine kurze Affäre mit dem Sohn von Nelson hatte... ...und Rolando war das Ergebnis dieser Beziehung. Vor 22 Jahren,

denn so alt war Rolando heute.

Ich war nicht lange beleidigt. Denn die zwei Tage in Rio waren sagenhaft schön – und ich verstand mich richtig gut mit Rolando. Mit ihm machte mir sogar das Fußballspielen Spaß... ...er musste zwar noch vorsichtig sein, war aber fast schon wieder in Hochform. An der Copacabana zeigte er mir ein paar tolle Kick-Tricks: „Timm wird es umhauen, wenn er Dich so spielen sieht!“, sagte Rolando...

Dann war der Tag gekommen, an dem wir uns von Dono, Rolando und Nelson verabschieden mussten: „Aber wir sehen uns ja wieder – nächstes Jahr, in Euren Weihnachtsferien!“

Obwohl ich mich schon auf meine Eltern und München freute, war ich doch etwas wehmütig, als wir schließlich im Flugzeug saßen. Aber das hielt nicht lange an, denn plötzlich wurde mir furchtbar schwindlig... ...obwohl es gar keine Turbulenzen gab – außer in meinem Kopf! Leonie und Finn schien es genauso zu gehen: „Mir dreht sich plötzlich alles...“, sagte Leonie – und Finn stöhnte nur noch „...und ich glaube, ich falle gleich in Ohnmacht!“ – dann kippten wir nach vorne.

Als Leonie und ich wieder zu uns kamen, lagen wir auf einem weißen Teppich... ...wir waren in Leonies Zimmer, zu Hause! Aber wo war Finn...? Das verriet uns Robert, der Papagei,

der vor der Tür krächzte: „Finn kommt – mit telefon! Finn kommt... ...Telefon!“ Leonie und ich verstanden nur Bahnhof. Wir waren noch richtig benommen, als Finn tatsächlich ins Zimmer kam – mit dem drahtlosen Telefon in der Hand. „Hier Leonie, dieser Dono aus Rio ist dran, von dem Du mal erzählt hast... ...Er will Dich sprechen. Scheint dringend zu sein! Wie seht Ihr eigentlich aus? Habt Ihr ein Nickerchen gemacht?“

„Finn, wieso sind wir hier?“ stotterte ich. „Na ja, ich denke mal, weil ihr gleich zum Essen kommen wollt – mach’s also bitte kurz, Leonie!“ Finn ging wieder aus dem Zimmer.

Leonie stellte auf Lautsprecher, damit ich mithören konnte: „Hallo, Dono! Was geht hier vor...? Wir waren doch gerade noch im Flugzeug...“

„...stimmt. Aber da hat gerade der große Zauber eingesetzt: Der Zauber des Vergessens und der Zeit, die es nie gab... ...und der war so mächtig, dass es Euch auch kurz mal erwischt hat! Aber natürlich nicht so, wie die anderen Menschen auf der Welt – übrigens auch Finn. „Wie... ...erwischt... ...und was bedeutet das, ‚Zauber des Vergessens... ...und der zeit, die es nie gab?’“, fragte Leonie. Und auch ich war sehr an der Aufklärung interessiert... „Das bedeutet, dass nur Du, Lucas, Nelson und ich wissen, was in den letzten Wochen passiert ist. Bei allen anderen wurden

die Erinnerungen an all die Geschehnisse mit dem Ende des Fluchs ausgelöscht. Und auch die Tage und Wochen zwischen unserem ersten Telefonat damals, als ich Dich über Deinen Papagei angerufen haben, und gestern – die haben für die ganze Welt nie statt gefunden!“ „Aber was hat das für einen Sinn... ...wenn das alles nie statt gefunden hat - dann könnte ja alles wieder genauso passieren, wie es geschehen ist: Die Leute betrügen und lügen weiter im Sport; Rolando könnte wieder verletzt werden...?“ Dono versuchte Leonie zu beschwichtigen: „Was die Korruptalen und diejenigen betrifft, die mit ihnen gemeinsame Sache machen: Ich habe bestimmten Leuten verschiedene Hinweise geschickt – so schlimme Machenschaften werden wohl nicht mehr passieren.“ "Und die Sportler, die wir so mühevoll dazu gebracht hatten, Fairness wieder über Erfolg zu stellen?“, wollte Leonie weiter wissen.

„Auch da habe ich eine kleinen Telepathie-Magie eingesetzt: Die Drei haben diese Erlebnisse für immer in ihren Köpfen und Herzen – deshalb werden sie auf dem rechten Weg bleiben. Sie glauben zwar, dass sie nur geträumt hätten... ...aber dieser Traum war eben so stark, dass er unvergesslich für sie bleibt. Also, Ihr beiden – Ihr müsst jetzt zum Essen, sonst wird Finn sauer! Bis bald...“

Leonie und ich sahen uns an. Dann sagte Leonie: „Den Korruptalen und anderen wird zwar das Handwerk gelegt – und unsere drei Sportler werden auch fair bleiben. Trotzdem: Korruption und Betrug wird es immer geben, auch im Sport...!“ „Dann müssen wir beide uns halt wieder was einfallen lassen...“, grinste ich. „Das wird ja wohl auch ohne Nelson und Dono möglich sein...“ ...kaum hatte ich das gedacht, durchzuckte es mich. Wie ein Blitz schoss mir ein Satz in mein Hirn:

„Wenn Ihr berühmt werden wollt, dann leuchtet im eigenen Licht. Glänzt in bester Absicht mit guten Taten. Und stellt alles in den Schatten, was Schein ist...“

Dono! Er konnte es einfach nicht lassen, meine Gedanken zu lesen...

Sechs Monate später: 12.6.2014

Leonie und ich sitzen im Flugzeug Richtung Rio – diesmal mit unseren Eltern. Dono und Nelson hatten uns Karten für das Endspiel organisiert – „Ganz legal!“, wie Dono am Telefon versichert hatte. „Die habt vor allem Ihr beide Euch redlich

verdient – ohne Euch gäbe es die Erde und unsere Welt nicht mehr... ..und damit auch kein Finale!“

Gleich werden wir in Rio landen. Und abends ist es dann so weit: Die Weltmeisterschaft beginnt. Und ich werde Euch jeden Tag live aus Rio berichten, in meinem Blog – hier, auf der facebook-Seite/Website des Alexander Verlages.

© by Patricia Scherer/Alexander Verlag Berlin 2014